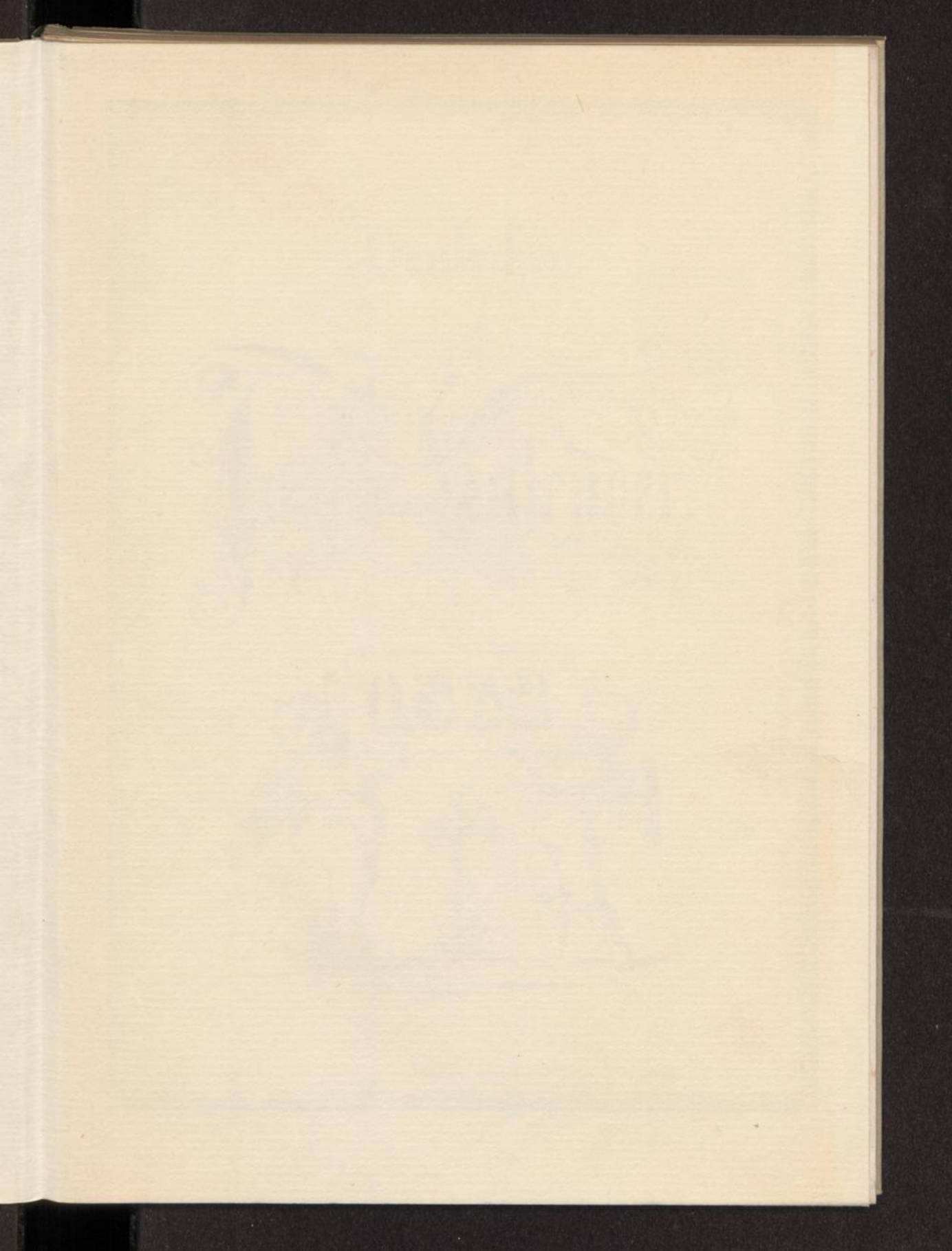
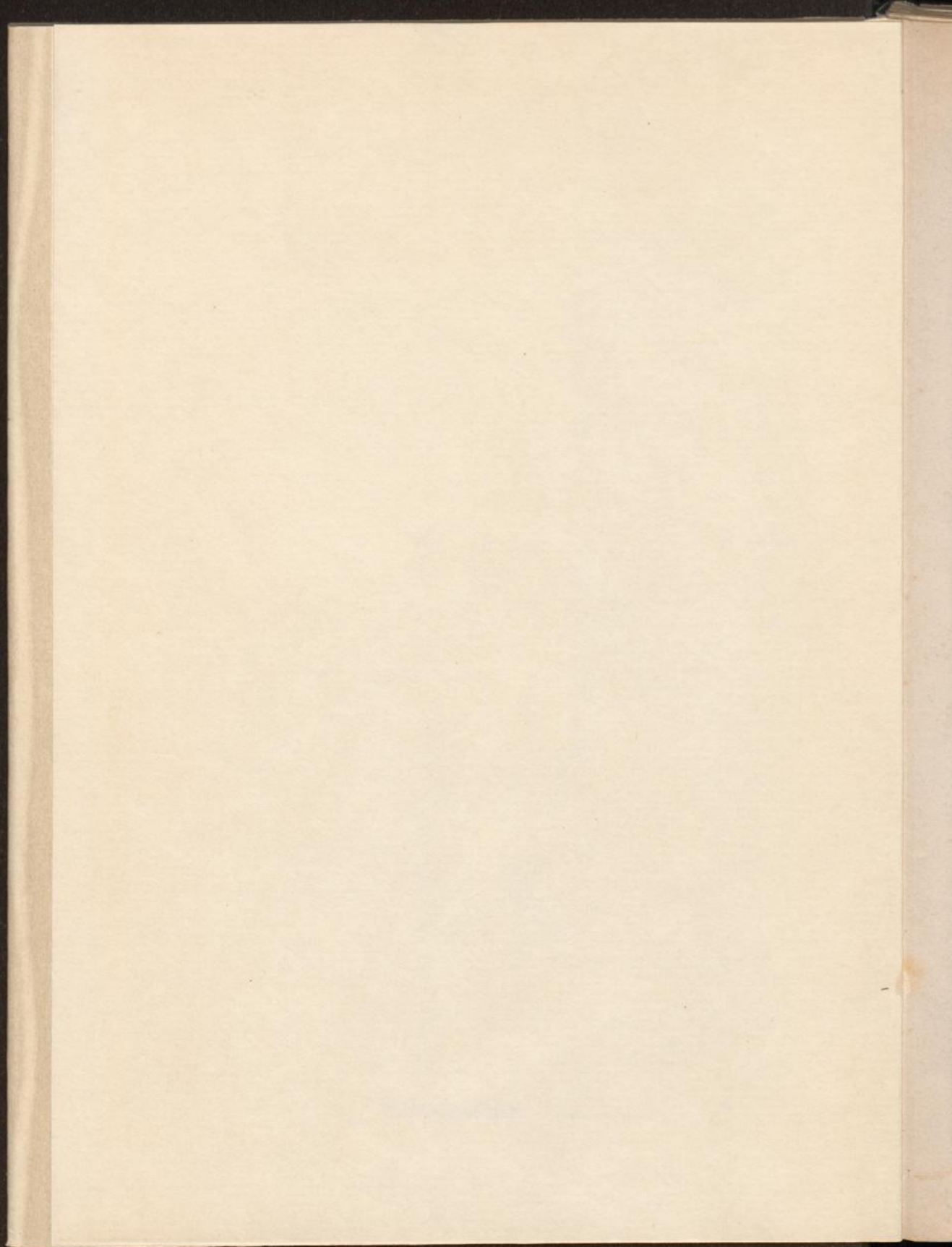


Deutscher
Jugendkalender
1852

Z
1534

Nicht ausleihbar

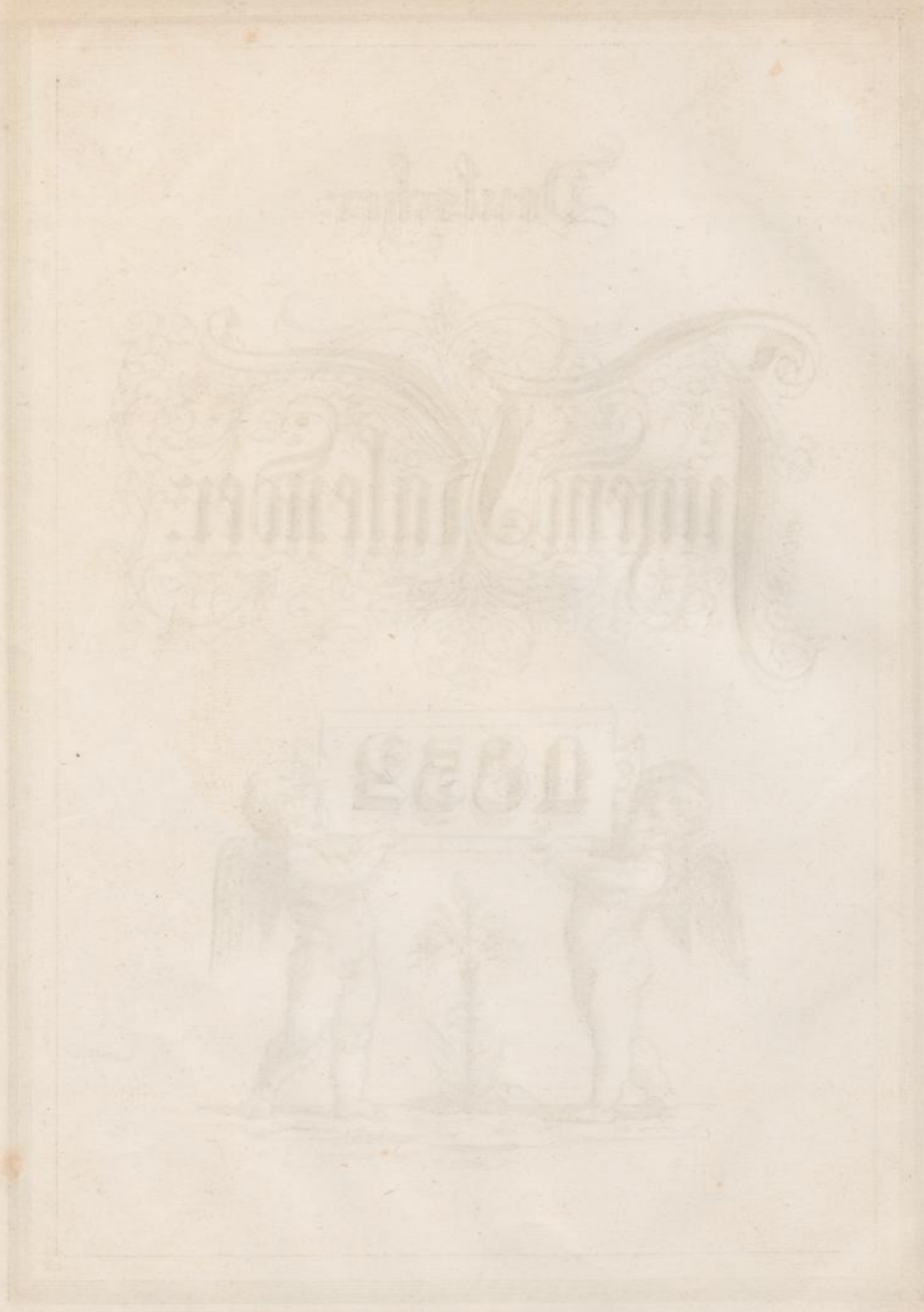




Deutscher

Jugendkalender.





72/5641

Deutscher
Jugendkalender

für

1852.

Geschichten und Reime

von

H. Reinitz.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Dresdner Künstlern.

Herausgegeben von

H. Reinitz und S. Büchner.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.



Z 1534
2/2

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

68.3018



Winterlust.

Januar.

Wohin man schaut, nur Schnee und Eis,
Der Himmel grau, die Erde weiß;
Hei, wie der Wind so lustig pfeift,
Hei, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Leuten gut,
Erfrischt und stärkt, macht frohen Muth.
Ihr Stubenhocker, schämet euch,
Kommt nur heraus, thut es uns gleich.
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn
Da hebt erst recht der Jubel an!



Blindekuh-Spiel.

Februar.

„Blinde Kuh, so hasch' mich doch! hörst du mich nicht klappern?“ —

„Komm, lieb' Männchen, fange mich! hörst du mich nicht plappern?“ —

„Hier bin ich! du hörst mich doch auf der Geige kitzeln.“ —

„Gi du stinker Häscher du, laß dich doch nicht kitzeln!“ —

Jeder neckt und foppt ihn so, und er lacht mit Allen,

Wär' es nicht im Spiel, er ließ' sich es nicht gefallen.



Märzwasser.

März.

„Mädchen, wollt ihr werden wie Märzveilchen schön :

„Müßt ihr in der Märznacht still zum Walde gehn ;

„Schöpft dort aus dem Bache, aber plaudert nicht,

„Und mit solchem Wasser wascht euch das Gesicht!“ —

Und die dummen Mädchen glaubten solchem Trug,

Gingen Nachts zum Walde, füllten sich den Krug.

Doch die schlauen Buben haben sie erschreckt,

Und die eitlen Mädchen hinterdrein geneckt.



Frühlingsanfang.

April.

Ein Vogel, ein Vogel! D hört, was er singt,
Wie hell durch den Garten sein Stimmlein erklingt;
Er ruft: „Ihr Kinder! Ihr Lämmer! heraus!
„Ihr Kinder zum Spielen, ihr Lämmer zum Schmaus!
„Und Alles auf Erden und hoch in der Luft
„Das lacht nun und freut sich an Blüthen und Duft.
„Was Flossen hat, schwimmt, und was Beine hat, springt;
„Was Flügel hat, fliegt; und wer singen kann, singt!“



M a i l i e d.

Mai.

Sonnenschein und Blüthenduft,
Das ist ein Vergnügen!
Wann in blauer Mairenluft
Hoch die Lerchen fliegen,
Wann des Baches Wellen sich
Durch die Blumen schmiegen,

Und die Schmetterlinge sich
Auf den Halmen wiegen,
Ach, wie ist es da so schön
Tief im Gras zu liegen
Und zum Himmel aufzusehn! —
Das ist ein Vergnügen!



Johannisfeuer.

Juni.

Sankt Johannisfest ist heute. Seht, o sehet nur die Pracht,
Wie die Feuer auf den Bergen leuchten durch die dunkle Nacht!
Überall auf Waldeshöhen hebt sich schon der rothe Schein,
Und die Kinder singen Lieder, jauchzen in das Land hinein.
Und das Echo hallt es wieder. Seht, o sehet nur die Pracht.
Wie die Feuer auf den Bergen leuchten durch die Sommernacht!



B a d e l i e d.

Juli.

In den Lüften so schwül,
In dem Wasser so kühl;
Wie die Wellen mich laden
Dein zu schwimmen, zu baden!

Immer frisch, nicht gezaudert,
Wer doch wird so viel fragen!
Wenn die Haut dir auch schaudert,
Bald doch wird dir's behagen.

Frisch hinein in die Fluth!
Nur die Feigen erbeben.
Und mit Lust und mit Muth
Wird die Fluth dich beleben.



Erntespiel.

August.

Im goldnen lichten Erntefeld
Es mir am besten doch gefällt:
Sich unter den Garben da zu verstecken,
Sich drin zu haschen, sich drin zu necken;
Und Abends dann im Erntewagen
Durch's Dorf zu fahren mit Gesang;
Wem solch ein Fest nicht mag behagen,
Der Aermste ist gewißlich krank.



Vogelschießen.

September.

Jetzt sind wir Alle Schützen,
Und darauf sind wir stolz;
Wir schießen große Vögel,
Doch sind sie nur von Holz.

Ihr Vögel in den Lüften
Ihr habet vor uns Ruh';
Kommt nur, ihr lust'gen Pfeifer,
Und macht Musik dazu!



Apfelernte.

October.

„Du Bäumchen, Bäumchen, schüttle dich,
„Wirf deine Äpfel über mich!“ —
Und als wir rüttelten den Baum,
Da fiel's herab, man glaubt es kaum,
In solcher Menge Frucht an Frucht,
Wie Hagel schlug es um uns her,
Doch Keiner macht' sich auf die Flucht,
Wir jubelten nur um so mehr,
Und gab's auch manchen blauen Fleck,
Groß war der Spaß und klein der Schreck.



Todtenfest.

November.

Heute ist das Fest der Todten,
Zu dem Kirchhof kommt herab;
Die wir liebten, ruhn in Frieden
Dort in ihrem stillen Grab. —

Schmücket das Grab mit frischen Kränzen.
Ach; was bleibt uns denn noch mehr!
Unsre Blumen, unsre Thränen
Bringen wir den Todten her.

Ihre Seelen sind im Himmel
Und sie schaun herab auf euch;
Kinder, werdet brav, auf daß ihr
Kommt wie sie in's Himmelreich.



Knecht Ruprecht.

December.

„Wer stolpert da die Trepp' heran? — Trapp! trapp! trapp!

„Wer pocht dort an die Thüren an? — Klapp! klapp! klapp!

„Sollt' es wohl gar Knecht Ruprecht sein?

„Hercin, du Alter, nur herein! —

„Hoho! Was siehst du grimmig drein!

„Denkst du, wir werden ängstlich sein?

„Den Schlimmen spielst du Schabernack,

„Den Braven bringst du deinen Sack.

„Stell' nur den Sack am Boden hin,

„Da ist gewiß was Gutes drin!“ —

Da brummt der Ruprecht dies und das,
Doch nicht im Ernst, nur so zum Spaß;
Dann aber schüttet den Sack er aus,
Da rollen Aepfel und Nüss' heraus!

Die Schilfinsel.

1.

Es war an einem schwülen Sommertage zur Mittagszeit, da fuhr ein alter Fischer mit seiner zwölfjährigen Tochter Hella über den See, der sich vor dem Fischerdorfe zwischen Wäldern und Buchten weit in's Land hineinzog. Das Mädchen ruderte und der Alte warf seine Netze aus.

So weit wie heute war der Vater noch nie mit dem Kinde hinausgefahren. Die Sonne brannte glühend heiß, die Luft war still und der See spiegelglatt. Die Hitze und die schwere Arbeit ermüdeten den alten Mann. Allmählig fielen ihm die Augen zu, sein Kopf nickte bald rechts, bald links auf



die Schultern hin, zuletzt lehnte er sich an den Bord des Rahnes und schlief sanft und ruhig ein. Hella wollte den Vater nicht stören. Sie zog daher die Ruder ein und ließ das Fahrzeug auf dem glatten Wasser forttreiben. Nach und nach wurde ihr die Gegend ringsum immer fremdartiger und endlich erblickte sie zur Seite in einiger Entfernung eine kleine Insel, die war dicht mit Schilf und Rohr und hohen Blumen bewachsen; aber das Alles sah so wunderbar aus, wie sie es nie zuvor gesehen hatte. Fremde schöne Vögel wiegten sich still auf den schlanken Halmen, prächtige Schmetterlinge, blau, roth und goldig flatterten um die Blüthen herum, ein leichter Wind wehte einen köstlichen Duft von allen den selten gestalteten Pflanzen herüber. Jetzt hörte sie auch, wie aus dem Schilf seine leise Töne herüberschallten, als ob Kinder dort auf kleinen Rohrpfeifchen bliesen, das Klang so

lieblich in der stillen Luft! „Was muß es da drinnen unter den kühlen Schatten herrlich sein!“ dachte Hella, „und wer mögen nur die Leute sein, die da auf den Pfeifen blasen! Vielleicht sind es Fischerkinder wie ich; es wär' doch lustig, die kennen zu lernen!“ Gar gern wäre das Mädchen hingefahren; doch sie wagte es nicht den Vater zu wecken, und ohne seinen Willen wollte sie es nicht thun.

Aber die Töne wurden immer voller und lockender, Hella konnte sich nicht satt dran hören. Nur das Schnarchen des Vaters störte sie; freilich war es ein Zeichen wie fest er schlief. Der Wunsch nur noch etwas näher an die Insel heranzurudern, wurde immer mächtiger in dem Kinde. „Ich thu's!“ sprach sie endlich für sich, „der Vater schläft so fest, er wird ja nicht davon aufwachen!“ — So sacht wie möglich schob sie die Ruder wieder in's Wasser hinaus, um zur Insel hinzufahren, aber eh' sie sich's versah, glitt ihr das eine Ruder aus der Hand und fiel mit Gepolter in den Kahn. Der Alte wachte auf; verschlafen rieb er sich die Augen, dann sah er sich um und horchte. „Um's Himmelswillen, da ist die böse Insel!“ rief er plötzlich ganz bleich vor Schrecken. „Halt dir die Ohren zu, Hella! halt' dir die Ohren zu, liebes Kind, eh die Nixen ihre Lieder zu singen anfangen, sonst bist du verloren!“ Dabei riß er ihr die Ruder aus der Hand. Das Mädchen erschrak, sie wußte nicht, was des Vaters Worte bedeuteten, doch that sie, wie er befohlen. Mit aller möglichen Kraft wendete der Fischer rasch den Kahn um und ruderte so kräftig, daß das leichte Fahrzeug wie ein Pfeil über das Wasser dahinschoß. Bald waren sie auch wieder weit von der Insel weg, und die Töne verhallten in der Ferne. Erst als nichts mehr davon zu hören war, erlaubte der Fischer seiner Tochter die Hände von den Ohren zu thun.

„Was war denn das für ein prächtiger Blumengarten, den wir da eben gesehen haben, Vater? und wer hat darin so herrlich geblasen?“ fragte Hella. „Ach wie Klang das doch so schön, so wunderschön!“

Der Alte hatte im Rudern nachgelassen, um sich von der schweren Anstrengung zu erholen. Nachdem er tief Athem geschöpft, sprach er: „Kind, Kind, denk nicht mehr an das, was du gesehen und gehört hast. Dank' du Gott, daß wir der bösen Gefahr entkommen sind! Der Garten, den du geschaut hast, das war die böse Schilfinsel. Da sitzen am Tage die Nixenkinder darin, und locken mit ihren Rohrflöten die Fischerkinder zu sich hin und dann singen sie ihnen nachher ihre Lieder vor, und wenn die armen Menschenkinder die Lieder hören, wird es ihnen schwer sie wieder zu vergeffen.“

„Wenn die Lieder aber hübsch sind, Vater, was ist denn da so Schlimmes dabei?“ fragte Hella.

„Wie dumm du nur da wieder fragst,“ sprach der Alte. „Sehr Schlimmes ist dabei, sehr Schlimmes! Wer die Nixenlieder nur einmal in seinem Leben gehört hat, der mag sie auch gern singen, und wer sie singt und ist dann grade auf dem See, der muß in's Wasser hinunter, er mag wollen oder nicht!“

Hella wollte noch mehr drüber fragen, aber der Vater rief: „Denk nicht mehr dran, ich befehl es dir, denk nicht mehr dran! Und was ich dir ein für allemal sage: daß du dich nie unterstehst, nach der Insel zu fahren! Wenn du es thust, so bist du verloren auf Lebenszeit. — Und daß du auch keinem Menschen sagst, daß wir im Nixenrevier gewesen sind und die Insel gesehen haben! Das bringt uns bei den Leuten in böses Gerede. Und jetzt kein Wort mehr darüber!“

Hella schwieg; sie kannte ihren Vater, er war ein heftiger Mann und sprach nicht gern mehr, als er nothwendig mußte. Aber immer und immer wieder kamen ihr die hübschen Melodien in den Sinn, die sie noch eben gehört hatte. — Unterdessen waren sie bei der Fischerhütte gelandet, Vater und Tochter stiegen an's Land, banden den Nachen an seinen Pfahl und trugen Fische, Neze und Ruder schweigend in's Haus.

Kurze Zeit darauf starb der alte Fischer. Auf seinem Todtenbette hatte er Hella noch einmal vor der bösen Insel gewarnt, und sie hatte ihm versprechen müssen, niemals dahin zu fahren.

Das verwaisste Mädchen wurde nun von andern Fischersleuten an Kindesstatt angenommen und hielt sich in deren Hause brav und fleißig, freundlich und gut, wie früher, so daß alle Leute im Dorfe sie lieb hatten; nur beim Fischen war sie nicht mehr so eifrig wie sonst, und das kam daher, weil die Neugierde, die verbotene Insel doch noch einmal zu sehen, ihr keine Ruhe ließ. Uebrigens sprach sie mit Niemand darüber.

Wohl ein Jahr war vergangen, da war Hella wieder einmal ganz allein zum Angeln hinausgefahren. Schon geraume Zeit war sie umhergerudert und hatte fast gar keine Fische gefangen. Wie sie nun so fortwährend in's Wasser niedersah, bemerkte sie, wie neben dem Kahn einige schöne duftende Blumen daherschwammen. Sie fischte davon heraus, was sich mit der Hand ergreifen ließ, und betrachtete die Blüthen mit großem Wohlgefallen.

„Die sind gewiß von der Schilfinsel!“ sprach sie für sich. „Ja, wer dahin könnte!“ — „Aber ich darf ja nicht!“ sagte sie nach einer Weile und sah traurig in die Ferne. Dann angelte sie wieder weiter fort, aber kein Fisch biß an.

Da kam ein großer Schmetterling durch die Luft geflogen, blau, roth und goldig, der setzte sich auf die Blumen, die dem Kinde im Schooß lagen. „Der ist gewiß von der Schilfinsel!“ sprach sie wieder. „Ich möchte doch für mein Leben gern einmal dahin fahren!“ — „Aber es geht ja doch nicht an?“ rief sie nach einer Weile und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie nahm die Schürze vor's Gesicht und weinte still vor sich hin. So saß sie längere Zeit und sah und hörte nichts.

Da rauschte plötzlich etwas über ihrem Kopfe, und als sie aufsah, hatte sich vorn auf die Spitze des Nachens ein prächtiger Vogel hingesezt. Der sah sie mit klugen blanken Augen an und zwit-



scherte dabei mit so feiner Stimme, als wollte er ihr allerlei Geheimnisse erzählen. „Du kommst von der Schilfinsel, das seh ich dir an!“ sprach Hella. „Du liebes Thier! Ach, wie schön ist Alles, was von daher kommt! Nur ein einzigmal sehen möcht ich die Nixenkinder, von denen der Vater sagte, daß sie so böse wären. Ich kann's mir gar nicht denken. — Weißt' ich nur den Weg dahin, aber ich könnt' ihn allein nicht wieder finden!“

Da hob sich der prächtige Vogel mit seinem glänzenden Gefieder in die Luft — und schwebte langsam um die nächste Waldecke. „Er wollte mir den Weg zur Insel zeigen,“ sprach das Mädchen. „Ich muß doch sehen, wo er geblieben ist.“ Sie ruderte ihm nach. Schon war sie nah' an der Waldecke, als sie hörte, wie daheim in ihrem Dorfe die Kirchenglocken läuteten. Das Klang so ernst und

feierlich, und erinnerte sie an ihren verstorbenen Vater und an ihr Versprechen, niemals zur Insel hinzufahren. Sie hielt mit dem Rudern an.

Jetzt hob sich aber auch der Schmetterling von ihrem Schooß und flog ebenfalls um die Waldecke. Hella sah ihm traurig nach. „Der ist nun auch fort,“ rief sie. „Da will ich denn die schönen Blumen auch nur fortwerfen, sie helfen mir ja doch nichts mehr!“ Sie warf die Blumen in den See, und auch sie schwammen denselben Weg, den der Vogel und der Schmetterling genommen hatten.

Statt aber nun gleich ihren guten Vorsatz auszuführen, statt umzukehren und nach Hause zu fahren, ließ sie sich von einer sträßlichen Neugierde bethören. Sie wollte ja nur bis zu der Waldecke fahren, um zu sehen, wo der Vogel, der Schmetterling und die Blumen geblieben wären. „Dann kehre ich auch gleich um,“ sagte sie, „und will nie, nie wieder an die Insel denken.“

Mit eiliger Hast ruderte sie vorwärts bis sie jenen waldigen Vorsprung erreicht hatte und siehe! da lag vor ihren Blicken das Zaubereiland in voller Pracht da.

Sie erschrak, sie wollte umkehren und konnte doch nicht, es war als ob sie keine Kraft mehr in den Armen hätte, die Ruder zu führen. Schon klangen wieder die Flötentöne aus dem Schilf herüber, aber die Kirchenglocken im Dorf verstummten. Sie hätte auch jetzt nicht mehr darauf geachtet. Der Vater, ihr Versprechen, Alles war vergessen, ihr Gewissen schwieg, sobald sie die lockenden Töne vernahm. „Ich muß hin! Ich muß hin!“ rief sie, „mag daraus werden was da will.“ Neue Kraft belebte sie wieder, mit allem Eifer ergriff sie die Ruder, die Thiere und die schwimmenden

Blumen waren auch wieder da und flogen und zogen dem Rachen voran, der, wie von unsichtbarer Macht getrieben, über das Wasser dahin flog, als ob er selbst ein Vogel wäre. Bald hatte sie das schattige Eiland erreicht und sprang aus dem Rachen auf die farbigen Kiesel des Ufers.

Mit klopfendem Herzen schlüpfte sie nun durch die schlanken Schilfhalme, die wie hohe Palmen über ihrem Kopf zusammenschlugen. Bald hatte sie eine lichtere Stelle erreicht. Da saßen sie, die Nixenkinder, unter den schattigen Blumenbüschen und bliesen auf ihren Rohrpfisfchen. Die Kinder waren schön mit blonden Locken und leuchtenden dunkeln Augen. Sie lachten das Fischermädchen freundlich an, als sie aus dem Schilf hervortrat, und bliesen ruhig weiter. Hella legte sich vor ihnen in's Gras und hörte zu, und es war ihr, als müßte sie immer da bleiben.



Als aber die Sonne herabsank, und schon nah' am Untergehen war, da hörten erst die Nirenkinder auf zu blasen, und sprachen zu ihr: „Hella, jetzt besteige wieder deinen Rachen und fahre zu Hause, damit deine Pflegeeltern nicht schelten, wenn du zu spät kommst. Und morgen komm' hübsch wieder, da wollen wir dich den Ringelreihen lehren und dir unsere Lieder vorsingen, das wird dich freuen!“

Hella that wie ihr geheißnen war, bestieg den Rachen und fuhr heim. Sie war ganz glücklich über das was sie erlebt hatte. — Erst als sie sich ihrem Dorfe näherte, fiel es ihr mit einemmal schwer aufs Herz, was die Pflegeeltern wohl sagen würden, daß sie so lange ausgeblieben sei und keine Fische mitgebracht habe. Mit traurigem Blick schaute sie auf die Neige zu ihren Füßen herunter und was sah' sie? da sprang und wimmelte es in den Neigen von den schönsten Fischen; die hatten die Niren ihr heimlich hineingethan. Beruhigt stieg sie ans Land. Wie aber die Ahrigen die vielen Fische sahen, die sie mitbrachte, freuten sie sich und fragten nicht weiter nach, wo sie so lang geblieben wäre; sie glaubten sicher, das Kind habe die Fische alle selber gefangen.

3.

So fuhr nun Hella jeden Nachmittag zu der schönen Insel und brachte dort mehrere Stunden zu. Das Fischen verlernte sie fast ganz. Sie brauchte es ja nicht, ihre Neige wurden auch ohne das jedesmal von den Niren mit Fischen angefüllt. Wie waren die Kinder freundlich und zutraulich zu ihr geworden! sie lehrten sie allerlei hübsche Spiele, tanzten mit ihr den Ringelreihen und sangen ihr Lieder vor, und die klangen so schön, so wundervoll, Hella konnte sie gar nicht mehr aus dem Sinn bekommen. Fing aber der Tag an zur Neige zu gehen, und die Sonne senkte sich den Bergen zu, da trieben die Niren jedesmal mit einer Art Unruhe ihren Gast an, doch nur ja schnell heim zu kehren, ehe die Dunkelheit anbräche.

Nun wurden die Abende aber immer schöner, denn es war die Zeit des Vollmondes. Gern wäre Hella bei ihren Besuchen noch etwas länger auf der Insel geblieben; aber nach wie vor duldeten die Kleinen es nicht und thaten gar geheimnißvoll, wenn sie fragte, warum sie denn nicht länger bleiben dürfe. Das machte das Mädchen neugierig, und sie beschloß, der Sache auf die Spur zu kommen.

Den andern Tag, als sie wie gewöhnlich zur Insel gefahren war und die Zeit der Abfahrt herankam, nahm sie, wie sie es immer zu thun pflegte, von den Kindern Abschied und bestieg, nachdem sie durch die Schilfhecken geschlüpft war, ihren Rachen; aber anstatt gleich nach Hause zu rudern, lenkte sie den Rahn leise in eine Bucht der Insel, wo sie durch die Blumenbüschel hindurch sehen konnte, was die Nirenkinder vornehmen würden.

Mit angehaltenem Athem saß sie in ihrem Schifflein da und lauschte. Die Sonne ging unter, der Vollmond trat klar hinter dem Walde hervor. Und wie seine glänzenden Strahlen über den See fielen, da wurde das Wasser plötzlich ganz durchsichtig und, o Wunder! was erblickte sie da? Wie lauter Silber und Edelgestein schimmerte und flimmerte es aus dem Grunde des See's herauf. Und was da so schimmerte und flimmerte, das waren lauter Bäume und Pflanzen, und die waren noch viel viel wunderbarer anzuschauen, als Alles was sie bisher auf der Insel gesehen. Aber mitten unter den silbernen Bäumen stand ein großes perlmutternes Schloß, ausgelegt mit rothen Korallen und farbigen Muscheln, und bei dem Schloß stand ein Thurm, der war von dem klarsten durchsichtigsten Bernstein erbaut, wie man ihn nur an den Ufern des Meeres zu finden pflegt; und in jedem Stockwerk des Thurms hing eine große Glocke von reinem Krystall.

Das war ein Anblick! Hella sah und sah und konnte sich nicht satt daran sehen. Jetzt schien der Mond grade auf das Schloß. Da huben alle Krystallglocken des Thurmes an zu läuten. Das schien ein Zeichen für die Kinder auf der Insel zu sein. Noch einmal tanzten sie nach dem Takte der Glocken ihren Ringeltanz und sangen dazu:

'S ist Zeit, 's ist Zeit,
In's Wasser schnell!
Auf der Erde wird's dunkel,
Im Wasser hell!



Sobald aber der Gesang zu Ende war, sprangen sie alle zusammen in das stille Wasser hinunter. Hella sah ihnen staunend nach und erstarrte fast vor Schrecken über das, was sie jetzt erblickte. Dieselben Kinder, mit denen sie noch eben gespielt, waren im Wasser in ganz andere Geschöpfe verwandelt. Zwar hatten sie immer noch die lieblichen Gesichter mit den blonden Haaren und den schwarzen Augen, aber ihre Leiber waren jetzt mit Schuppen bedeckt und statt der Beine hatten sie garstige Fischschwänze mit breiten Flossen bekommen.

Dem armen Mädchen lief ein Grausen über das Herz, als sie das erblickte; sie wagte es nicht, in ihrem Kahne sich zu rühren, sie fürchtete, die Nixen da unten könnten sie bemerken und sie zu sich hinunterziehen. Erst als der Mond hinter Wolken trat und der See im Abendwinde Wellen schlug, so daß der Blick in die Tiefe getrübt wurde, wagte es Hella nach Hause zu rudern. Ganz blaß vor Schrecken über das, was sie erlebt, kam sie bei den Ihrigen an. Als man sie fragte, was ihr fehle, sagte sie, sie wäre krank und ging zu Bett. Da fiel ihr nun Alles ein, was sich seit jener Fahrt, wo sie zuerst die Schilfinfel gesehen, mit ihr begeben hatte. Unter heißen Thränen bereute sie ihre böse Neugier, ihren sträflichen Ungehorsam. Seit dieser Nacht fuhr sie nie mehr nach der bösen Insel hin.

4.

Wieder war ein Jahr verstrichen. Hella zeigte sich in Gegenwart anderer Leute fleißig und gut wie früher. Zwar füllten sich ihre Netze nicht mehr von selbst an, sie mußte tüchtig arbeiten, um Fische zu fangen, aber sie that es gern. Sie hoffte, ihr früheres Vergehen wieder durch Arbeitsamkeit gut zu machen. Nur wenn sie allein war, und sich von niemanden belauscht glaubte, konnte sie nicht

widerstehen, da gab sie sich nach wie vor den Gedanken an die wundervolle Zauberinsel hin, statt, daß es doch ihre Pflicht gewesen wäre, mit aller Kraft auch die leiseste Erinnerung daran zu unterdrücken. So sang sie, wo sie nur irgend konnte, jene Melodien leise vor sich hin, die sie von den Nixenkindern gehört hatte. Nur auf dem See hütete sie sich wohl, es zu thun.

Nun begab es sich, daß einmal im Dorf an einem schönen Samstagabend die Fischerbursche und Fischermädchen auf dem freien Platz am Ufer saßen. Die Bursche schnitzelten an ihren Rudern und Angeln, die Dirnen strickten Netze und alle vertrieben sich dabei noch außerdem die Zeit gar anmuthig, indem sie abwechselnd sich einander Geschichten erzählten und Lieder vorsangen. Hella pflegte bei solcher Gelegenheit gewöhnlich auf einem großen weißen Stein zu sitzen, der rings vom Wasser umspült, nicht weit vom Ufer aus dem See hervorragte. Ueber die Rähne, die zwischen dem Ufer und dem Stein lagen, konnte man leicht dahin gelangen.

Auch heute saß sie wieder da. Es hörte sich von dort aus der Gesang der Andern so hübsch an.

Nun hatten die jungen Mädchen unter einander abgemacht, daß jede von ihnen der Reihe nach ein Lied singen müsse, die Älteste zuerst und so fort bis zur Jüngsten unter ihnen, und das war Hella.

Da gab es viel Schönes zu hören und über dem Singen war es spät geworden. Die Sonne war bereits hinter dem Walde untergegangen.

Schon hatten die Uebrigen ihre Lieder beendet und jetzt kam die Reihe an Hella. Alle waren begierig sie zu hören; denn sie wußte die meisten und schönsten Lieder und trug sie mit so lieblicher Stimme vor wie keine Andre.

„Hella! komm herunter von deinem Stein!“ riefen einige. „Setz' dich her in unsern Kreis, damit wir dich besser hören!“

„Nein, nein!“ riefen Andre.

„Laßt sie da oben sitzen bleiben, es hört sich so schöner an, wenn der Gesang aus dem Wasser herüberschallt!“

Hella blieb sitzen. Sie sang ein altes Fischerlied, daß sie noch von ihrem Vater gelernt hatte. Das Lied klang fromm und feierlich durch den stillen Abend. Die Bursche und Mädchen ringsum horchten mit innigem Wohlgefallen zu. Als das Lied beendet war, baten alle: „Noch ein Lied, Hella! noch ein Lied!“

„Ich weiß kein schöneres als das,“ sagte sie.

„Dir wird schon etwas einfallen!“ riefen die Andern und baten so dringend, daß das Mädchen es nicht abschlagen konnte. „Laßt mir nur eine kleine Weile Zeit, mich zu besinnen!“ sprach sie.



Nachdenkend stützte sie sich auf den Arm und schaute sinnend hinunter in das Wasser.

Indessen war der Mond aufgegangen und schien hell auf die Stelle des Wassers, in die Hella hinein schaute. Da glaubte sie eine große Blume zu sehen, die von den Wellen an den Stein herangespült wurde. Sie griff danach, und indem sie die Blume immer und immer wieder betrachtete, versank sie in Nachdenken und vergaß alles, was um sie her vorging.

„Singe doch, Hella!“ riefen die Mädchen. „Es wird spät und bald ist's Zeit zur Ruhe zu gehen!“ — Hella achtete aber noch immer nicht darauf. Sie sah nur in die Blume hinein, die sie in Händen hielt.

Plötzlich richtete sie sich hoch auf. Mit klarer Stimme, daß es weit über den See durch die stille Nacht hinschallte, sang sie:

„'S ist Zeit, 's ist Zeit,
„In's Wasser, schnell!
„Auf Erden wird's dunkel,
„Im Wasser hell!“

Und wie sie das gesungen hatte, glitt sie vom Stein und stürzte hinunter in den See. In demselben Augenblicke streckten sich weiße Kinderarme aus den Wellen herauf und zogen sie in den Abgrund zu sich nieder. Aus der Tiefe aber klang es herauf, als ob viele Stimmen dasselbe Lied mit heller Stimme nachsangen, bis es endlich im Rauschen der Wellen verhallte.

„Was war das?“ riefen die Mädchen, und die Bursche eilten an den Strand, um der Herabgestürzten nachzuspringen, damit sie sie retteten. Aber ein alter achtzigjähriger Fischer, der auch hinzutreten war, sprach:

„Laßt gut sein, Kinder! ihr rettet sie nicht mehr; Hella ist von den Nixen herabgezogen! Ich war dabei, als ihr Vater auf dem Sterbebette sie warnte; ich habe gehört, wie feierlich sie ihm versprach, sich nicht mit den falschen Kindern des Sees einzulassen. Sie folgte ihrem Vater nicht und jetzt leidet sie die Strafe dafür.“

Nach drei Tagen spülten die Wellen den todtten Körper des armen Fischermädchens an das Ufer.



Eine Geschichte, die der Vetter aus Italien erzählt.

Des Esels Schatten.

Da war gestern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von seiner Reise aus Italien zurückgekommen ist. Wenn der mich besucht, so pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande Alles mit erlebt hat. Manches davon wird Euch Freude machen zu hören, wie zum Beispiel die Geschichte von des Esels Schatten.

Der Vetter erzählte:

Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das ist ein Städtchen im Gebirge, wo sich viele herrliche Wasserfälle durch die zerbrochenen Fenster eines verfallenen Schlosses tief in ein schönes Thal herabstürzen. Der Weg dahin ist kein Kagen sprung, er ist wohl an die vier Meilen weit und so hatt' ich mir einen Reit-Esel gemiethet, wie man dort zu Lande zu thun pflegt. Der Esel kam auch zur bestimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm sein Herr, der Eseltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was so ein Grauer für ein faules Thier ist. Wenn man drauf reitet, so folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß fast immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losschlägt, denn alle Augenblicke steht das Thier still und will schlafen oder fressen. Aber das ist wahr, solch Esel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem starken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Distel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.



Also gut! Ich besteige mein Thier und reite drauf los und mein Antonio läuft lustig hinter drein und schreit fortwährend: „Ari! Ari! Vorwärts Fauler, vorwärts!“ Und so geht die Reiterei im Anfange ganz vortreflich.



Nun aber war gerade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien ist. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüste, öde Gegend; da ist kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege. — Allmählig ward es Mittag, die Sonne brannte mit ihren stechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Der Esel wurde müde zu laufen, der Freiber wurde müde zu prügeln, und ich wurde müde länger auf dem Thiere zu sitzen. — Der Schlaf drückte mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur sehen konnte, war auch nur so viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausstrecken können. Da kommt mir mit einemmal ein ganz geschickter Einfall in den Sinn. „Halt!“ ruf ich und mein Esel steht wie angewurzelt still. Was das Wort „Halt“ bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort „Vorwärts“ lernt so ein Esel sein Lebenlang nicht verstehen.

Am Wege steht ein großer vertrockneter Alostengel, an den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will es recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er auf das braunverbrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe ich aber diesen vortreflichen Vorsatz ausführe, wisch' ich mir den Schweiß von der Stirn, schlenkere meine beiden Beine in Ordnung — denn sie waren von dem langen Reiten steif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und seh' mich noch einmal nach den schönen blauen Bergen um, die sich auf der andern Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzulegen, wer liegt da schon in guter Ruhe im Schatten des Esels und schnarcht wie eine Rohrdommel? Kein anderer als mein Antonio. Er war doch noch ein größerer Pfliffikus gewesen als ich; was ich erst wollte, hatte er schon ausgeführt.

Daß der Mann da so gemüthlich lag und schlief, das war recht schön und gut, aber hier war ich doch offenbar die Hauptperson und er nur des Thieres wegen mitgekommen.



Außerdem konnte er ja die Sonnenhitze besser vertragen, da er viel mehr daran gewöhnt war, als ich.

„Geda Antonio, steh auf!“ rief ich und schüttelte ihn. Er schlug die Augen auf, sah mich groß an, machte dann wieder die Augen zu und — legte sich auf seine andere Seite.

Ich schüttelte ihn derber. „Antonio!“ rief ich, „steh auf! Der Schatten, in dem du da liegst, gehört mir und nicht dir.“ Diesmal aber gab sich Antonio gar nicht einmal die Mühe, die Augen aufzuschlagen, auch sprach er kein Wort, sondern bewegte nur den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, was bei den Italienern soviel sagen will, als: „Nein, Herr!“ Noch einmal schrie ich ihm in die Ohren: „Antonio, nimm doch Vernunft an! Ich habe den Esel einmal gemiethet und folglich auch seinen Schatten mit ihm, daher packe dich fort! der Schatten ist mein!“

Da rief Antonio: „Herr! Beweist mir erst, daß Ihr selbst ein Esel seid, dann sag ich, Ihr habt recht, denn dieser Schatten gehört einem Esel und der Esel gehört mir, und daher werde ich nicht aufstehen, sondern in dem Eigenthum meines Eigenthums ruhig fortschlafen!“

Und wieder wollte er sich zur Ruhe legen, aber jetzt hatte er mich in Zorn gebracht, eben weil ich die Wahrheit seiner Worte nicht widerlegen konnte. Ich packte ihn an den Kragen und riß ihn von der Stelle weg, wo er lag. Jetzt wurde er aber auch zornig und sprang auf. Und so faßten wir uns Beide, um uns gegenseitig von dem ersehnten Platze wegzuschleudern. Da gab es einen tüchtigen Ringkampf, denn keiner wollte nachgeben. Zuletzt stießen wir an einen Stein, fielen Beide zu Boden und wälzten uns in der vollsten Mittagssonne so lange herum, bis

wir endlich einen kleinen Erdbahng wohl ein paar Fuß tief auf die weiche Erde herunter rollten. Da lagen wir in dem glühenden Sande wie ein Paar gebratene Hühner in der Bratpfanne; dennoch hielten wir uns als tapfere Ringer noch immer gegenseitig umschlungen.

„Herr!“ sprach jetzt Antonio. „Ich sehe wohl, wir sind an Kraft und Gewandtheit gleich. Wozu plagen wir uns gegenseitig? Hört einen Vorschlag an. Gebt mir einen Paul (so heißt ein römisches Geldstück) da will ich Euch den Eselschatten verkaufen!“

„Wenn es nichts weiter ist, du närrischer Kerl,“ rief ich, „den Paul will ich dir schon geben. Hättest du das nur gleich gesagt, so hätten wir uns nicht unnötig geärgert.“

Wir ließen einander los und standen auf. Antonio empfing sein Geld und wir stiegen wieder den Abhang herauf, von dem wir noch vor Kurzem heruntergerollt waren.

Was sahen wir da! denkt Euch unsern Schrecken! Der Eselschatten, den ich eben für einen blanken römischen Paul gekauft, war fort und der Esel mit ihm. Antonio war pfiffiger gewesen als ich, aber Antonio's Esel noch viel pfiffiger als Antonio. Das Thier hatte die Alostaupe, an die es gebunden war, mit Leichtigkeit aus der Erde gerissen und war auf und davon gegangen. Ganz weit hinten am Horizont auf dem Wege nach Rom sah ich es gemüthlich dahintraben.

Wie Antonio aber den Esel nicht an seinem Plage erblickte, glaubte er, das Thier wäre ihm auf immer verloren und gerieth, auf echt italienische Weise, in die wildeste Verzweiflung. Er biß sich in den Daumen, er raufte sich die Haare, er warf seinen spitzen Hut auf die Erde und trat ihn mit Füßen, kurz, er geberdete sich wie ein kindischer jähzorniger Bube. Dabei schrie er fortwährend: „Ach mein Eselchen! Ach du mein liebes Eselchen! du einziges Gut, das ich armer Mann auf dieser Welt besaß! Ach, der einzige Fehler, den du hattest, das war der verdammte Schatten. Hättest du keinen Schatten gehabt, dann hätt' ich dich noch hier, dann wärst du nicht weg!“

„Sei doch kein Kind!“ rief ich, „da läuft ja dein Esel ruhig nach Hause!“ Und ich wies mit der Hand dahin, wo der Esel seines Weges zog.

Da wurde Antonio plötzlich wie verwandelt. Er jubelte laut auf. Schnell stülpte er wieder den Hut auf sein zerrauftes lockiges Haar; die schwarze Manchesterjacke warf er über die linke Schulter, mit der rechten Hand faßte er seinen Knüttel und fort lief er wie der Wind seinem Esel nach. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menschen so laufen gesehen!



Da stand ich nun, allein, mitten in der Gluth einer italienischen Mittagssonne. Was blieb mir zu thun übrig, als meinen beiden Begleitern traurig nachzusehen. „Hoffentlich werden sie bald wieder da sein!“ dachte ich, setzte mich am Wege hin und brummte in den Bart ein deutsches Lied, das da anfängt: „O du lieber Augustin, Alles ist weg!“

Alle meine Hoffnung war vergebens. Ich saß eine, ich saß zwei Stunden da, aber wer nicht wiederkam, war Antonio mit seinem Esel. An jene zwei Stunden werde ich mein Lebtag denken! Endlich wurde ich erlöst. Eine Weinkarre, die von zwei langhörigen Stieren gezogen wurde, kam des Weges daher gefahren. Hätte der Weinkärner sich nicht meiner erbarmt und mich gegen ein gut Stück Trinkgeld mitgenommen, vielleicht säß' ich noch da.

So erzählte mein Vetter. Und was ist die Lehre von der Geschichte? Die Lehre ist die: Wenn es heiß ist und du hast einen Esel, so sei du froh und reite zu, bis du an's Ziel kommst. Wer sich aber um eines Esels Schatten streitet, der hat nur Aerger und verliert den Esel obendrein.



Eine Hühnerwirthschaft.

1.

Auf einem Gehöfte lebte ein alter Hahn, der hieß Henning, und seine Frau, die alte Henne, hieß Kragefuß. Von den vielen Kindern, welche die beiden gehabt hatten, waren fast alle von ihrer Herrschaft aufgeessen, nur zwei Hähnchen waren noch übrig: Gokelmann hieß der ältere und Hähnel der jüngere. Beides waren muntere Bursche, feck, eitel und streitsüchtig, wie man es von jungen Hähnen nur verlangen kann; aber der Gokelmann hatte eben nicht das Pulver erfunden, während sein Bruder Hähnel schon geschiedter war. Beißen mußten sie sich täglich ein paarmal, denn bei Hühnern gehört das zur guten Lebensart. Nun wohnte auch noch auf demselben Hofe ein rothhaariger Hund, Phylax mit Namen; der war ein so gutmüthiges Thier, daß er den Hühnern nie etwas zu Leide that. Oft ließ er ihnen sogar manchen guten Bissen von seinem Fressen übrig; daher hatten sie ihn denn auch alle gern.

Eines Morgens spazierte einmal der Gokelmann ganz gemüthlich für sich allein in dem großen Garten hinter dem Hause. Da wußte er ganz hinten am Ende des hölzernen Zaunes einen prächtigen hohen Misthaufen, auf den er für sein Leben gern hinaufflog. Wie stolz und majestätisch kam er sich da oben vor, wie krächte es sich da so hübsch über die weiten Felder hin!

Auch heute war sein erster Gang zu dem Haufen dort. Wie er nun so im besten Scharren und Kragen und Krähen war, sah er am Wasser hinter dem Zaun Meister Reinecke den Fuchs liegen, der rührte und regte sich nicht und schaute fortwährend eifrig nach dem Ufersande hin. Gokelmann hatte wohl schon oft in seinem Leben von dem bösen Hühnerdieb gehört, aber nie einen gesehen, und weil nun der Fuchs rothhaarig war und auch sonst viele Aehnlichkeit mit einem Hunde hatte, redete er ihn an und rief: „Du da! Bist du nicht ein Bruder von unserm Phylax?“



Der Fuchs, der schon lange den appetitlichen jungen Hahn da oben gewittert hatte, dachte: „Warte, dich will ich schon fassen, wenn ich dich nur erst hier habe!“ Er blieb ruhig in seiner Stellung liegen und that als ob er nichts gehört hätte.

„Du da! Bist du nicht der Bruder von unserm Phylax?“ rief das Hähnchen noch ein paarmal mit immer lauterer Stimme.

„Ach, sieh da, liebster Gokelmann!“ sprach endlich der Schlaue und richtete den Kopf in die Höhe. „Was bin ich froh, daß ich dich einmal zu sehen bekomme, du lieber kleiner Kerl! Allerdings bin ich der Bruder vom Phylar, und der hat mir so viel Schönes von dir und deinem Bruder Hähnel erzählt. Ihr sollt ja beide prächtig krähen können; du glaubst nicht, wie gern ich das anhöre! Leider bin ich jetzt erkältet und die Erkältung hat sich mir auf die Ohren geworfen, so daß ich schwer in der Ferne höre. Du würdest mir eine große Freude machen, wenn du über den Zaun zu mir herunterfliegen möchtest und mir so recht in der Nähe etwas vorkräftest!“

„Ich kann ja nicht zu dir kommen,“ sprach Gokelmann ganz traurig. Er fühlte sich so sehr geschmeichelt von dem Lobe des Fuchses.

„Ach wie schade!“ sprach Meister Keinecke, „ich wollte dich auch noch um eine andere Gefälligkeit bitten. Der Doktor hat mir gerathen, ich soll wegen meiner Taubheit frische lebendige Regenwürmer auf die Ohren legen; da bin ich nun hergekommen, um mir welche zu holen und kann sie nicht gut mit meiner Schnauze fassen. Ja, wer deinen Schnabel hätte!“

„Regenwürmer? fette Regenwürmer? Sind denn wirklich welche da?“ fragte Gokelmann eifrig.

„Ach und was für welche!“ sprach der Fuchs, „Kerle, wie die Male so fett, das krabbelt und wibbelt davon hier unten beim Wasser. Nie in meinem Leben sah ich solche Menge beisammen.“

Wie das der Gokelmann hörte, konnte er sich nicht halten, er hob die Flügel, um über den Zaun zum Fuchs hinunter zu fliegen. Sein liebstes Essen von der Welt waren ja fette Regenwürmer! — Aber vergebens! Gerade gestern hatte die Köchin ihm die Flügel beschnitten, damit er eben nicht überall hinfliegen könne. So ward es ihm unmöglich hinunterzusalten.

Er klagte dem Fuchs sein Leid. Dieser wollte ihm auch eben einen guten Rath geben, wie er trotzdem aus dem Garten heraus zu ihm kommen könne, da ließen sich aber in der Nähe Menschenstimmen hören. Der Fuchs hatte grade noch Zeit, dem leichtgläubigen Gokelmann zuzurufen: „Komm morgen wieder, du Herzens-Gokelmann! und bring doch auch ja deinen lieben Bruder Hähnel mit, dann wollen wir mehr mit einander sprechen, hörst du?“ — Drauf streckte er den Schwanz hoch in die Luft und lief, was er nur konnte, in's Feld hinein.

Traurig ging Gokelmann nach seinem Hofe. Fortwährend dachte er an das leckere Frühstück, wovon der Fuchs ihm gesagt hatte.

Daheim angelangt, erzählte er nun seinen Eltern, was ihm begegnet war. Nach seinen Worten konnten die alten Hühner auch nicht anders denken, als daß der taube Freund am Ufer ein Hund gewesen wäre. „Alterchen!“ sprach Frau Kragefuß zum Hahn, „wie wär's, wenn wir morgen um diese Zeit alle zusammen nach der Stelle hingingen, wo die Regenwürmer sind? Wir haben lange keine gegessen und es ist doch das Köstlichste, was ein Geschöpf essen kann.“

„Schon recht Mutter!“ sprach der alte Henning. „Wir können schon hin, ich möcht' aber auch gern unsere lieben Kinder mitnehmen und denen sind ja leider gestern die Flügel beschnitten.“

„Wird schon gehen,“ sprach die Henne, „laß mich nur machen! Ich weiß, da ist unter dem Gartenzaun ein kleines Loch in der Erde, das Kragen und Scharren wir beide soweit auf, daß wir die Kinder bequem durchbringen. Nicht wahr, du bist dabei?“

„Nu meinetwegen!“ rief Henning und die ganze Hahnfamilie freute sich schon im voraus auf das morgende Frühstück.

2.

Kaum waren am andern Morgen früh die Hühner aus dem Stalle gelassen, so liefen sie, wie es verabredet war, in den Garten. Das Loch unter dem Zaun war bald gefunden. Die gute Krage-

fuß scharzte es mit Beinen und Flügeln größer. Bald schlüpfen alle vier durch und nun ging's halb laufend, halb fliegend zu der Stelle am Bache hin, wo gestern der Fuchs gelegen hatte.

Sie suchten, sie scharzten, sie pickten, — von Regenwürmern war keine Spur zu finden. Ermüdet hörten endlich die Hähne auf, danach zu suchen; nur die Henne scharzte und fragte noch immerzu, sie hoffte doch noch das ersehnte Regenwürmer-Frühstück zu finden.

„Hör auf, Mutter!“ sprach endlich Hähnel mit einem ärgerlichen Seitenblick nach dem Bruder hin, „der Gokelmann hat sich wahrscheinlich wieder einmal zum Narren halten lassen von irgend einem Landstreicher von Hund, oder gar von unserm Todfeinde, dem Meister Reinecke selber. Dem Gokelmann kann man solche Weisheit schon zutrauen.“

„Was willst du damit sagen?“ fuhr Gokelmann gegen seinen Bruder los.

„Was ich damit sagen will?“ erwiderte Hähnel ganz ruhig. „Ich will damit sagen, daß du ein dummer Junge bist!“

„Ein dummer Junge?“ schrie der Andere, „Bruder, du hast mich beschimpft! Wir müssen uns schlagen! Ich fordere dich!“

„Auf Schnäbel oder auf Sporen?“ fragte Hähnel.

„Auf alle beide!“

„Meinetwegen, komm heran!“ sprach der Herausgeforderte und die Kämpfer stellten sich gegeneinander auf.

Frau Kragefuß wollte die Söhne auseinander bringen, aber der alte Henning sagte: „Mutter, laß die Beiden ruhig sich mit einander beißen. Hähne sind Hähne; wie ich jung war, hab' ich's mit meinen Brüdern ebenso gemacht.“



So kämpften denn die beiden streitsüchtigen Hähne ihren Zank nach der richtigen Hahnenordnung aus. Erst standen sie lange Zeit gegeneinander gefehrt, mit gesträubten Halsfedern, die Köpfe tief, die Schwänze hoch, dann pickten sie grimmig in den Sand, zuletzt aber flogen sie scharf auf einander los, und versuchten mit ihren Sporen und Schnäbeln sich Eins zu versetzen. So wiederholten sie den Kampf viele Male. Beide hielten sich gleich tapfer, aber Hähnel, obgleich der Jüngere, war doch stärker als sein Bruder. Er biß zuletzt den armen Gokelmann so zusammen, daß dieser matt in's Gras fiel und sich für besiegt erklärte.

Jetzt rauschte es plötzlich im Busche neben den Hühnern.

„Der Fuchs! der Fuchs!“ schrie der alte Hahn mit einem lautgellenden Schrei. Er und die Henne und der tapferere siegreiche Hähnel rissen nun aus, was sie konnten, über Disteln und Dornen,

über Stock und Stein. Der arme Gokelmann aber, der vom Kampfe ermattet nicht so schnell laufen konnte, wurde von dem listigen Fuchs beim Stragen gefasst und unbarmherzig erwürgt.



Seht, Kinder, so geht es in einer Hühnerwirthschaft zu. Siehts was zu fressen oder zu streiten, da ist so ein Hahn gleich hinterher und beißt sich tapfer herum. Kommt es aber darauf an, einander beizustehen in großer Gefahr, da laufen sie weg und lassen Kinder und Brüder im Stich.

Ob es wohl Menschen geben sollte, die es eben so machen?

Aber nun wollt Ihr wohl auch noch wissen, wie es dem Meister Reinecke erging. Dem bekam sein Raub schlecht, denn Füchse sind listig, aber Menschen sind noch listiger.

Die Hühner hatten ihr Unglück dem Hofhunde geklagt, der Hofhund erzählte die Geschichte seinem Herrn, und der Herr stellte bei dem Loche am Gartenzaun, wo die Hühner durchgeschlüpft waren, eine Falle auf, in die er eine Laube befestigte. Da kam eines Nachts der Hühnerdieb geschlichen; er meinte durch den Garten in den Hof und von da in den Hühnerstall einzubrechen. Da hätte er sich gar zu gern den lieben Hähnel zum Nachtessen abgeholt. Diesmal aber hatte der Schlaukopf sich verrechnet, er fing sich selbst in dem Fuchseisen, wurde todtgeschlagen und von seinem Felle ist eine Pelzmütze gemacht worden, die Ihr noch beim Pelzhändler sehen könnt. Wo aber dieser Pelzhändler seinen Laden hat, das hab' ich wirklich vergessen.



Vom böshaftern Hannes.



Was das ein böshafter Junge ist, der Hannes! Da zieht er neulich mit einigen Schulkameraden vor's Thor hinaus. Jeder der Knaben hat seinen Papierdrachen mitgenommen, den wollen sie auf der Pfingstwiese fliegen lassen. Vor ihnen her läuft Nero, der halbausgewachsene und schon so große Hund des Hannes.

„Mein Drachen steigt doch noch einmal so hoch als eure schlechten Papierlappen da!“ ruft Hannes unterwegs.

„Wir werden's ja sehen!“ meinen die Andern und beachten sein Geschwätz nicht weiter.

„Gut! Wetten wir!“ spricht jener und steht still.

„Wir können unser Geld besser brauchen, als zum Wetten!“ sagen die Andern und gehen vorwärts. „Wessen Drachen am höchsten steigt, der hat die meiste Freude, da kann er genug dran haben!“ —

Jetzt waren sie auf der Pfingstwiese angelangt. Sie nahmen ihre Papiervögel und ließen sie steigen; der Wind war günstig. Im Anfang hob sich auch wirklich der Drachen des Hannes am ruhigsten und sichersten, während die der Andern fortwährend hin und her schwankten, ehe sie stiegen. — Bald aber drehte sich das Ding und zuletzt standen alle übrigen Drachen viel höher als seiner.

„Noch ist nicht aller Tage Abend!“ rief er mit großer Zuversicht. — Aber innerlich verdroß es ihn nicht wenig.

Was war zu thun? Er mochte zerrn und ziehen, laufen oder still stehen, es wollte ihm nicht gelingen, den Andern zuvorzukommen.

Jetzt lief dem Buben die Galle über und er ließ seinen Aerger an den Spielgenossen aus. Bald sprang er ihnen vor die Füße, bald suchte er sie im Laufen seitwärts in den Graben zu stoßen, und was dergleichen Bubenstreiche mehr waren. Alles umsonst! Seine Kameraden waren gewandte Jun-

gen; geschickt wußten sie ihm jedesmal auszuweichen. „Gieb dir keine Mühe, Hannes! sprachen sie mit größter Ruhe, „paß“ auf, daß du selbst nicht stolperst, Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Nichts kränkt den Zornigen mehr, als die Ruhe derer, gegen die er seinen Zorn auslassen möchte. Der böse Junge gerieth förmlich in Wuth; am liebsten wär' er gleich über die Spielgenossen hergefallen und hätte drauf losgeschlagen, aber freilich, er wußte, daß er da schlecht angekommen wäre. Er hielt ja auch noch immer den Faden seines herrlichen Drachens in der Hand und wollt' ihn nicht loslassen. Dabei geberdete er sich so täppisch, daß die Andern lachen mußten, sie mochten wollen oder nicht.

„Ich will euch lehren, über mich lachen!“ schrie er jetzt, da er sich nicht anders zu helfen wußte. „Nero! faß, faß die Buben da! Faß!“

Nero, so jung er war, pflegte sonst recht gern dabei zu sein, den Leuten, auf die er gehezt wurde, ein Stück aus dem Rocke zu zerren oder sie in die Waden zu beißen; heute war er vernünftiger als sein Herr und in lustiger Laune. Statt die andern Knaben anzufallen, sprang er spielend und bellend am Hannes herauf und hinderte den im Laufen.

„Faß! Nero! faß!“ schreit dieser fortwährend und thut alles Mögliche, den Hund böse zu machen. Indem aber fällt sein eigener Drache in derselben Richtung nieder, wo er das Thier hinhezt. So wie mein Nero, der nun endlich doch bissig gemacht ist, den fallenden Papiervogel sieht, wie der so jämmerlich am Boden zappelt, fährt er wie der Wind darauf los und packt ihn und zaust ihn, daß die Federn nur so herumfliegen.

„Nero! Laß los!“ schreit der Hannes, der es mit Schrecken erblickt, „laß los!“ Dabei läuft er, was er nur kann, dem Hunde nach. Ja schrei und lauf du so viel du willst! mein Nero meint, er müsse seine Beute nun auch gleich heim bringen. Mit den lustigsten Sprüngen, den Kopf stolz in die Höhe gereckt, trägt er den zersehten Vogel im vollen Rennen nach Hause. Die großen Augen und das aufgerissene Maul, die auf den Drachen gemalt waren, paßten herrlich zu der traurigen Lage des papiernen Ungeheuers; es sah aus, als ob es aus Leibeskräften um Hülfe schreien wollte.

Und was that der Hannes? Er lief und wüthete immerfort hinter dem Hunde her und merkte gar nicht, daß alle Leute, die den Spektakel mit ansahen, über die komische Jagd sich lustig machten.

Unterdessen spielten die andern Knaben auf ihrer Pflanzwiese noch lange Zeit zusammen in Lust und Einigkeit und waren froh, den Hans Großmaul los zu sein. — Wie mag der sein herrliches Prachtstück zu Hause wieder gefunden haben!

Alte Reimsprüche.

Wächst die Ehre Spannenslang,
Wächst die Hoffart Ellenlang.

Wer sich lobt alleine,
Des Ehre ist gar kleine.

Frage nicht, was Andre machen,
Acht' auf deine eignen Sachen.

Bedenk nur: ehrlich sein
Ist doch das Beste;
Ist auch kein Glanz dabei,
Stehst du doch feste.

Den Esel kennt man an den Ohren,
Am schwarzen Angesicht den Mohren,
An dummen Fragen einen Thoren.

Die Hausgenossen *).

1.

Es war einmal eine Wurst, eine Maus und eine graue Erbse, die wohnten zusammen in einem Hause. Nun waren alle drei von sehr verschiedener Art; denn die Wurst war immer ernsthaft und traurig gestimmt, die Erbse lachte fortwährend, und die Maus war etwas dummdreist und voreilig; aber im Ganzen vertrugen sie sich doch recht gut zusammen. In der Woche bekümmerten sie sich wenig um einander, denn da ging jedes seinen Geschäften nach. Kam aber der Sonntag heran, so machten sie gemeinschaftliche Küche. Sie hatten dabei sich untereinander verabredet, daß, wenn zwei von ihnen an diesem Tage Vormittags auf Visiten ausgingen, das Dritte jedesmal zu Hause bleiben sollte, um den Sonntagskohl zu kochen, und so hielten sie es denn auch längere Zeit ganz genau nach der bestimmten Ordnung.

Nun traf sich immer, daß der Kohl an den Sonntagen wo die Wurst ihn gekocht hatte, den beiden Andern köstlich schmeckte, absonderlich aber der Maus. Wie sie daher eines Tages wieder einmal am Essen waren, da konnte die Maus sich nicht länger halten und sprach:



„Du sag' einmal, liebes Wurstchen, wie machst du das eigentlich, daß der Kohl immer so schön schmeckt, wenn du ihn kochst?“

„I, daß will ich dir schon sagen, liebe Maus,“ antwortete das Wurstchen, „das ist gar keine große Hererei. Sieh 'mal, ich mach' es so: wenn er recht im vollen Kochen ist, dann lauf' ich selber ein paarmal durch den Kohl durch, und davon schmeckt er denn so schön.“ — Die Maus dachte: „Gut, das will ich mir merken.“

Nun war grade am nächsten Sonntage die Reihe an ihr, den Kohl zu kochen, und da wollte sie es denn auch genau ebenso machen, wie sie es von der Wurst gelernt hatte. Aber, ach du liebe Zeit! beim ersten Durchlaufen durch den heißen Kohl verbrühte sie sich, ertrank und verkochte darin.

*). Nach einem plattdeutschen Märchen aus Ostpreußen.

Wie nun die Wurst und die Erbse nach Hause kommen und sich zu Fische setzen wollen, da kocht der Kohl im Topfe daß es nur so brummt, aber wer nicht da ist, das ist unsre Maus. Da suchen und suchen die beiden Andern denn im ganzen Hause herum, aber Alles vergebens.

„Wenn der Maus nur kein Unglück passiert ist,“ sagte die Wurst und wurde ganz traurig. Aber die leichtsinnige graue Erbse lachte wie immer und sagte: „Ach, hol sie der Kuckuk! Mich hungert, gieb den Topf her!“ — Wie sie nun den Kohl auf die Schüssel gegossen haben, was fanden sie da? Da lagen die feinen Knöchelchen und der lange graue Schwanz von der armen Maus auf dem Grunde des Topfes, aber alles Uebrige an ihr war ganz verkocht.

Wie das die graue Erbse sah, merkte sie gleich, wie die Sache sich zugetragen hatte, und mußte dabei so erschrecklich über die Dummheit der Maus lachen, daß ihr davon mit einemmal der ganze Rücken aufplatzte. Da mußte sie stink zum Schuster hinlaufen und sich einen Flicken aufnähen lassen, und seit der Zeit haben auch alle grauen Erbsen hinten einen schwarzen Flicken. Die arme Wurst aber war ganz untröstlich, setzte sich auf die Thürschwelle und weinte und schluchzte, daß es zum Erbarmen war.



2.

Wie nun so die Wurst im besten Weinen und Lamentiren ist, kommt grade ein Hund die Straße dahergelaufen.

„Wurst!“ fragte der Hund, „was weinst du?“

„Na, soll ich denn nicht weinen? Maus ist im Kohlstopf versoffen.“

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, denn will ich auch auf der Stelle heulen!“



„Hund, Hund!“ rief der Zaun, der dicht daneben stand, „was heulst du denn so?“

„Na, soll ich denn nicht heulen? Maus ist im Kohlstopf versoffen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, soll ich denn da nicht heulen?“

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, denn will ich auch gleich umfallen!“



„Zaun, Zaun!“ rief der Baum, gegen den der Zaun umfiel, „bist du betrunken? Was fälltst du denn um?“

„Na, soll ich denn nicht umfallen? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund heult, soll ich denn nicht umfallen?“

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, denn will ich auch gleich mein Laub fallen lassen!“



„Baum! Baum!“ rief der Brunnen, in den das Laub hineinfiel, „warum läßt du dein Laub fallen?“

„Na, soll ich denn nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um; soll ich denn nicht mein Laub fallen lassen?“

„Ach, das ist ja fürchterlich! denn will ich auch gleich all' mein Wasser ausspeien!“



Da kommt die Magd und will Wasser schöpfen: „Aber, Brunnen! Warum spei'st du denn all' dein Wasser aus?“

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohlstopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen; soll ich denn nicht mein Wasser ausspeien?“

„Ach, denn will ich auch gleich meine Eimer entzwei schlagen.“



Kommt der Herr angefahren: „Magd, bist du unsinnig? Schlägst deine Eimer entzwei?“

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohlstopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus; soll ich denn nicht meine Eimer entzwei schlagen?“

„Ach, denn will ich auch gleich meinen Knecht prügeln!“

„Herr, Herr!“ schreit der Knecht, „was prügelt ihr mich denn?“

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohlstopf versoffen, Würstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus, die Magd schlägt ihre Eimer entzwei; soll ich denn nicht meinen Knecht prügeln?“



„Na, denn will ich auch in die weite Welt laufen, bis ich umfall'!“ sagt der Knecht und nun läuft er und läuft immerzu, und läuft noch jetzt, wenn er nicht schon umgefallen ist.

Das Geburtstagsgeschenk.

1.

Der junge Baron Reinhold, ein reicher Gutsbesitzer, war eines Tages auf seinem leichten Wägelchen allein spazieren gefahren. Er hatte sich unterwegs etwas verspätet, daher trieb er jetzt seinen feurigen englischen Knappen um so eiliger an, damit er bei Zeiten zu Hause sein könne. Er wollte heute Abend in Haus und Garten manche Anordnung treffen, denn den morgenden Tag, seinen Geburtstag, gedachte er durch allerlei Lustbarkeiten zu feiern.

Wie er nun in einen steinigen Hohlweg kömmt, wo es so schmal ist, daß nur eben ein Wagen fahren kann, sieht er, wie vor ihm der alte Hildebrand, ein Bauer aus seinem Dorfe, fährt; auf dessen Wagen stehen einige Körbe, die oben mit Stroh und Leinwand bedeckt sind. Der Bauer fährt aber langsam wie eine Schnecke. „Vorwärts! Vorwärts!“ ruft Reinhold dem Manne zu. „Es geht nicht, Herr Baron!“ ruft dieser zurück. „Beim besten Willen, es ist unmöglich!“ Der Baron wird verdrießlich, der Bauer spricht zu seiner Entschuldigung Manches, was Reinhold vor dem Gerassel auf den Steinen nicht versteht, und da jener noch immer in demselben Schneckengange fort fährt, ruft er: „Jetzt hab ich Euern Eigensinn satt; entweder vorwärts oder ich mache Ernst mit Euch!“



Noch einmal vertheidigt sich der Bauer mit aller Würde und Ruhe. Er sagt, es wären da Dinge auf den Körben, die er auf dem steinigem Wege nicht zu Schanden fahren dürfe. „Haben Sie doch nur etwas Geduld, Herr Baron!“ ruft er, „der Weg wird bald wieder breiter, da können Sie mit Gemächlichkeit mir vorbeifahren.“ Aber der ungestüme Reinhold achtet nicht darauf was jener sagt; er schimpft, er flucht und droht endlich, wenn Hildebrand seine Pferde nicht auf der Stelle rascher antreibe, so werde er ihm mit der Deichsel seines Wagens in die Körbe hineinfahren. Das wird dem Bauer denn doch etwas zu arg. Sein Gesicht verfinstert sich und mit nachdrücklichem Ton spricht er: „Herr Baron, um Ihrer selbst willen bitte ich sie inständigst, lassen Sie das bleiben. Ich sag' ihnen, sie würden es bereuen!“

„Was?“ ruft Reinhold im vollem Zähzorn, „auch drohen wollt Ihr mir noch obendrein? Ihr sollt erfahren, daß ich gewohnt bin mein Wort zu halten!“ Und ohne weiter zu überlegen was er thut, treibt er seinen Klappen mit einem tüchtigen Hiebe an. Richtig fährt er mit der Deichsel gegen die Körbe, die nun einer gegen den andern stoßen. Klirr — rr! bricht und knackt es in den Körben zusammen.

Erschrocken über die eigne That reißt Reinhold jetzt schnell sein Pferd zurück. Aber das feurige junge Thier nimmt das übel, springt rechts und links, schlägt nach allen Seiten um sich und bäumt sich hoch in die Luft.

Unterdessen hatte der Bauer durch alles das, was bisher geschehen war, sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Ohne sich auch nur umzusehen nach dem Klirren der Körbe war er ruhig weiter gefahren und selbst seine Tabackspfeife, die er im Munde hielt, war ihm noch nicht einmal ausgegangen. Jetzt aber sieht er plötzlich, daß der Baron durch das wüthende Pferd in offenerer Lebensgefahr ist. Ohne sich lange zu besinnen springt er von seinem Wagen, eilt dem, der ihn noch eben so arg beleidigt hat, zu Hülfe und bringt bald durch seine kluge und ruhige Behandlung das wild schnaubende Thier wieder in Ordnung. Drauf geht er gelassen zu seinem Wagen zurück. Ehe Reinhold, der, seines immer noch sehr unruhigen Pferdes wegen, jetzt langsam fahren muß, ihn erreichen kann, ist der alte Bauer bereits in eine Seitenstraße eingelenkt, die auf einem Nebenwege zum Gute hinführt.

Jetzt erst erkannte der junge übermüthige Mann sein Unrecht. Am liebsten wäre er gleich seinem Retter nachgefahren und hätte ihm den Schaden, den er ihm an seinen Körben zugefügt, bezahlt; aber leider mußte er des Pferdes wegen sich beeilen, daß er sobald wie möglich nach Hause kam, denn das Thier war bei seinen Sprüngen am Bein verletzt worden.

Schon am Anfange der alten Kastanienallee, die zum Schloß führte, empfing den Heimkehrenden seine junge Frau mit freundlicher herzlicher Bewillkommung. Reinhold wagte es nicht ihr frei in die Augen zu sehen. Sein Unrecht gegen den alten Hildebrand drückte ihn wie ein Stein auf dem Herzen. Von dem ganzen Vorfall sagte er seiner Frau nichts. Sonst hatte es ihm immer so viel Freude gemacht, ihr Alles, auch das geringste, was ihm auf seinen Spazierfahrten begegnete, mitzutheilen.

Das Erste was Reinhold that, als er sich auf seinem Zimmer allein befand, war, daß er an den alten Hildebrand einen Brief schrieb. Am Schlusse des Schreibens bat er, der Alte möge ihm doch sagen lassen, was er in den Körben gehabt habe, er wolle ihm den Schaden wieder ersetzen. Diesen Brief schickte er sogleich an Hildebrand ab. Der aber ließ ihm ganz kurz als Antwort sagen: „Das werde sich Alles schon finden.“ Mehr wußte der einfache schlichte Mann in diesem Augenblick nicht zu sagen. Der Gutsherr hatte ihn mit seinen rohen Schimpfreden doch zu tief gekränkt. —

Der Geburtstag Reinholds war angebrochen. Schon am frühen Morgen sah es auf dem Schlosse gar festlich aus. Die junge Baronin pflegte an solchen Tagen sämmtliche Festgeschenke im Frühstückszimmer zierlich unter schönen Blumen aufzubauen. Auch heute that sie das und als Alles in der besten Ordnung da stand, führte sie ihren Mann, nachdem sie ihm von Herzen Glück gewünscht, vor den reichbesetzten Tisch.

Sie hatte ihm diesmal eine ganz besondere Freude zugebracht. Schon lange hatte Reinhold sich ein hübsches neumodisches Gßgeschirr von Porzellan gewünscht. Das hatte die Frau heimlich in der Stadt eingekauft und es gestern durch den alten Hildebrand herausbringen lassen. Erst vor einigen Minuten hatte der Bauer die Körbe durch seinen Knecht hergeschickt. Ohne sie vorher viel anzusehen hatte die Baronin sie, wie sie da waren, auf den Tisch gesetzt. Die Ueberraschung sollte auf diese Art um so größer sein; grade das Auspacken solcher Geschenke machte ihrem Mann immer so viel Vergnügen.

„Hier, lieber Reinhold,“ sprach sie mit leuchtenden Augen zu ihm, „ist mein Hauptgeschenk. Ehe du aber die Körbe öffnest, rath' einmal, was darin ist!“

Reinhold rieth hin und her, aber er traf es nicht. „Da wollen wir denn doch lieber gleich die wunderbaren Schätze an's Tageslicht bringen!“ rief er. Mit freudiger Erwartung hob er den ersten der Körbe vom Tisch auf die Erde herunter und fing an, den Bindfaden, der über den Inhalt geschnürt war, herunter zu schneiden. Wie er dabei den Korb näher betrachtete, da fällt ihm ein, er habe doch ganz kürzlich irgendwo ähnliche Körbe gesehen. Nachdenklich hält er in seiner eifrigen Arbeit inne. Plötzlich aber wird sein Blick ernst, seine Stirn zieht sich in Falten zusammen; er hat sich erinnert, daß dies dieselben Körbe sind, die er gestern auf Hildebrands Wagen mit kindischem Aerger so übel behandelt hat. — Seine Frau merkt die Veränderung seines Ausdrucks. „Ist dir etwas, lieber Mann?“ fragt sie und sieht ihn besorgt an. —

Nach einigem Zögern rief der Baron: „Nichts, nichts!“ Dann öffnete er den Korb und wickelte mit sichtbarer Unruhe die einzelnen Tücher und Papiere von den Packeten, die in dem Korbe sorgfältig nebeneinander lagen, auf. Aber gleich in dem ersten Packet, welch ein trauriger Anblick! Da lagen die bunten Scherben einer kostbaren Porzellanterrine wirr durch einander, und bald sah er zu seinem Schrecken, daß das ganze Service wohl in ähnlichem Zustande in dem Korbe liege.



„Aber mein Himmel!“ rief die junge Frau, „wie ist denn das nur geschehen! Da kann doch niemand anders dran Schuld sein, als der alte Hildebrand, der mir gestern die Körbe aus der Stadt gebracht hat!“ Aber Reinhold sah ihr ernst ins Auge und sprach: „Liebe Hedwig, der alte Mann ist unschuldig daran. Der jähzornige übermüthige Mensch, der uns beiden diese Freude, der mir diesen schönen Tag durch seine unverzeihliche Uebereilung verbittert hat, das bin ich selbst.“ Und nun erzählte er der Frau sein ganzes Unrecht von gestern und verschwieg auch nicht das Allergeringste dabei. Zuletzt sprach er. „Liebe Frau, du hast mir ein so schönes Geschenk machen wollen, und ich hab' dir die Freude verdorben. Jetzt will ich dir ein Geschenk machen, das nicht so leicht zerbrechen soll, wie dieses da. Hier! Nimm mein festes Versprechen, daß ich nie wieder einem so sträflichen Uebermuth mich überlassen will.“ Gern verzieh ihm die freundliche Frau, denn Reinhold war sonst brav und gut. Nur wenn die Hitze ihn hinriß, vergaß er sich in Ausbrüchen einer so übermüthigen Rohheit.

Aber die Verzeihung seines Weibes genügte Reinhold noch nicht. Er hatte ja noch bei einem Andern sein Unrecht gut zu machen. Ohne länger zu zögern, griff er zu Stock und Hut und eilte selbst zum alten Hildebrand hin. Er traf ihn nicht zu Hause. Der Alte war in's Feld hinausgefahren. Wohl eine halbe Stunde mußte Reinhold durch die Acker laufen, eh er ihn fand. Endlich erblickte er ihn, wie er eben sein kleines Feld umpflügte. Schon von weitem schwenkte der Baron ihm den Hut entgegen. „Alter, lieber Hildebrand!“ rief er, „ich dank' Euch für das Geburtstagsgeschenk, das Ihr mir in's Haus geschickt habt.“ Der Bauer, der seinen Gutsherrn sonst wohl kannte und ihn bisher trotz seiner Fehler immer lieb gehabt hatte, glaubte jetzt doch, Reinhold spräche so im bittren Spott über das zerbrochene Geschenk; denn daß die Baronin das Service zu diesem Zwecke gekauft hatte, wußte der Mann. Er nahm kurz und schlicht seine Mütze ab und wollte sich eben rechtfertigen, als Reinhold auch schon bei ihm war.

Mit Innigkeit ergriff dieser die Hand des Alten und schüttelte sie. „Ja,“ sprach er, „aus vollem Herzen dank ich Euch! Durch Eure Ruhe und Würde, die ihr gestern mir gegenüber



gezeigt habt, und die mir erst jetzt recht in ihrem ganzen Werth erscheint, habt Ihr mir die Erkenntniß eines meiner schlimmsten Fehler geschenkt, und das ist das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann! Verzeiht mir, was ich gestern im rohen Uebermuth an Euch gesündigt! Heute ist mein Geburtstag und da will ich keinen Menschen zum Feinde haben, am allerwenigsten einen solchen Ehrenmann wie Ihr seid, der mir treu in der Gefahr beigestanden hat!"

Das Gesicht des Bauern wurde ganz verklärt vor Vergnügen über die Worte des jungen Mannes. „Herr Baron!“ rief er, „ich habe es ja immer gewußt, Ihr Blut ist heiß, aber Ihr Herz ist gut. Gleich gestern hab' ich es mir denken können, Sie würden Ihr Unrecht nicht auf sich sitzen lassen. So ist es denn auch eingetroffen. Und jetzt denken Sie nicht weiter dran. Ich habe nichts weiter gethan, als was jeder rechtliche Mann gegen seinen Mitmenschen thun muß. Ich habe Geduld mit Ihnen gehabt und dafür verdiene ich weiter keinen Dank.“

Hildebrand mußte nun dem Baron versprechen, daß er im häuslichen Kreise heute bei ihm zu Mittag essen wolle. Der gute Alte ging mit Freuden drauf ein. — Er erschien pünktlich zur festgesetzten Stunde im Schloß.

Als sich die Familie des Barons mit ihrem Gast eben zu Tische gesetzt hatte und Reinhold grade mit seiner Mutter und Frau sich sehr eifrig unterhielt, holte Hildebrand unter seinem weiten Rocke heimlich ein Päckchen hervor, nahm den Inhalt heraus, setzte ihn vor Reinholds Teller hin und deckte dessen Serviette drüber. Bald bemerkte dieser den geheimnißvoll verhüllten Gegenstand. „Was ist denn da wieder angekommen?“ sprach der Ueberraschte und hob die Serviette ab. Da fand er darunter einen gar hübschen alten Weinkrug; auf dem stand geschrieben:

Ist auch der Krug nicht wie er soll,
Sei er doch guten Weines voll.
Ist gut das Herz, der Wille fest,
Viel Schlechtes gut sich machen läßt.

„Wer in aller Welt hat mir nur den ehrwürdigen Humpen da hergestellt?“ fragte Reinhold, „das ist ein köstlich Ding für meine Sammlung!“ Aber der alte Hildebrand faßte Reinholds Hände und sprach: „Lieber Herr Baron! Mein Wagen war es, auf dem gestern Ihr schönes Porzellangeräth zu Schaden gekommen ist, dafür wollte ich Ihnen wenigstens aus meinem Hause ein Geburtstagsgeschenk mitbringen. Der Krug da ist ein altes Erbstück in meiner Familie, ich habe aber zwei derselben Art, daher bitt' ich, behalten Sie diesen zum Andenken von mir. Ich weiß, Sie haben es sonst immer gut mit mir gemeint, und wissen solch altes Stück werth zu halten, wie solches es verdient.“

Hocherfreut und mit herzlichem Dank nahm Reinhold das Geschenk aus den Händen des braven Mannes an. So schlicht der Krug war, für den Baron und seine Frau bekam er einen Werth, wie kein andres Stück in ihrer Wirthschaft, ja, einen viel größern Werth, als das Porzellan service jemals für sie hätte haben können. Der Geber des Kruges war ja der Lebensretter Reinholds. Dieser ließ den Krug sogleich mit dem besten Rheinwein seines Kellers bis an den Rand füllen und die erste Gesundheit, die er daraus trank, war die des alten Hildebrand. Jubelnd stimmten Frau, Mutter und Schwester des jungen Mannes in die Gesundheit mit ein.

Daß nun der übrige Tag in voller Lust gefeiert wurde, daß der alte Hildebrand auch am Abend an dem glänzenden Feste mit Theil nehmen mußte, könnt Ihr Euch denken.

Das Versprechen, das Reinhold seiner Frau gegeben, hielt fest und stark wie kein Porzellan der Welt, aber auch der Krug ist noch ganz und unbeschädigt, und erfreut noch immer manches Herz

durch den köstlichen Nebenfaß, den sein Besizer in ihn hineingießt und durch den ehrlichen schlichten Spruch, den der Töpfer, welcher den Krug vor hundert Jahren machte, darauf geschrieben hat.



Zwei Bilder aus dem Naturleben.

Es ist ein alter Erfahrungssatz: was der Mensch um sich her besitzt, darauf achtet er nicht; was er aber nicht hat, das sucht er kennen zu lernen auf alle nur mögliche Art, oft sogar mit unsäglicher Mühe und selbst mit Todesgefahr. Ein so eifriger Trieb ist von großem Nutzen für das Menschengeschlecht, denn durch ihn lernen wir die Welt und ihren Zusammenhang besser verstehen. Aber über dem Suchen nach Neuem sollen wir das, was wir Gutes und Schönes in der Nähe haben, doch immer nicht unbeachtet lassen, am wenigsten es verachten. Und doch geschieht es gar oft im Großen wie im Kleinen.

Da kommt mir zum Beispiel ein solcher Fall aus der Naturgeschichte der Vögel in den Sinn. Wie viele Leute giebt es, die wissen allerlei zu erzählen von dem Leben des Straußes, des Pelikans, des Kolibri's, und manches andern ausländischen Vogels. Wenn man jene Leute aber nach den schönen und oft wunderlichen Thieren fragt, die in unserm Deutschland leben, so kennen sie wohl bisweilen den Namen derselben; wie die Thiere aber aussehen und welche Lebensweise dieselben führen, davon haben die Leute keinen Begriff. Und so will ich euch hier zwei deutsche Vögel in Bildern zeigen, die auch ihr vielleicht öfter habt nennen hören, ohne daß euch jemand etwas Näheres darüber erzählt hätte.

Da ist für's erste

Der Aiebiß.

Gewiß kennen Manche unter euch die Eier dieses Vogels, die im Frühlinge von den Bauern zu Markt gebracht werden. Diese Eier sind grünlich mit großen und kleinen schwarzen Flecken bestreut. Kein Vogel-Ei hat einen so feinen Geschmack. Auch wird mancher von euch, wenn er im Frühlinge

über die Felder gegangen ist, ein Vogelgeschrei gehört haben, das so klang, als riefte einer mit feiner Stimme: „Kiebitz! Kiebitz!“ Hier seht ihr nun, wie das hübsche Thier aussieht, das jene Eier legt und diesen Ruf erschallen läßt. Sein Kopf ist mit spitzen Schwungfedern geziert, Stirn und Brust, Flügel und Schwanzspitzen sind schwarz, der Rücken bräunlich glänzend, wie Bronze.



Die Kiebitze sind gesellige Vögel und wandern in großen Schaaren durch die Luft. Sie lieben ganz besonders Gegenden, die am Wasser liegen. Da fliegt denn oft so eine Gesellschaft wohl von hundert Vögeln über die Felder hin nach dem Fluß oder See, der grade in der Nähe ist; dort schwirrt der Zug mit lautem Geschrei: „Kiebitz! Kiebitz!“ in langen Kreisen über dem Wasserspiegel und läßt sich endlich an Stellen, wo das Ufer nur eben von den Wellen bedeckt wird, nieder. So stehen denn die kleinen lustigen Bursche oft bis an den Bauch im Wasser. Jetzt geht die Schmauserei los. Sind es auch keine gebratenen Tauben, die ihnen in den Mund fliegen, so sind es doch lebende Insekten, die in großer Menge dicht über dem Wasser hinschwärmen, und die jetzt von den Kiebitzen mit Appetit verschluckt werden. Aber bei solchem Schmause wollen sie durchaus nicht von neugierigen Zuschauern beobachtet werden. Kommt irgend ein lebendes Wesen in ihre Nähe: husch! wirbelt der ganze Vogelschwarm in die Luft und fort auf die Wecker!

So munter und lustig der Kiebitz ist, so scheu, Flug und tapfer ist er auch. Schnuppert ihm einmal ein Hund um's Nest herum oder will ein Bauerjunge ihm seine Eier nehmen, so vertheidigt sich das kleine Thier ganz muthig, obgleich es nicht einmal so groß wie eine Taube ist. Wie klug aber die Kiebitze sind, sieht man recht an solchen, die man gefangen hält. Sie lernen bald auf den Namen hören, den man ihnen giebt, und sind bei ihrer Jagd auf Regenwürmer und Schnecken gar zierlich und possierlich. — —

Eine andre wunderliche Vogelgattung in Deutschland ist die

der Taucher,

wovon ihr hier eine Art zu sehen bekommt. Schon der Name „Taucher“ bezeichnet, daß es Vögel sind, die am und im Wasser leben. Da bauen sie im dichten Schilf ihre künstlichen Nester, die sie später frei herum schwimmen lassen. Fische und Insekten sind ihre Nahrung. Sie selbst schwimmen wie die Enten, doch haben sie an den Füßen nicht wie diese eine ganze Schwimnhaut, welche die

Zehen mit einander verbindet, sondern jeder Zeh hat an beiden Seiten zwei Lappen, die zum Rudern dienen. Beim Tauchen bleiben diese Vögel mehrere Minuten unter dem Wasser.



Wie nun bei uns Menschen ein guter Schwimmer bisweilen eine höchst lächerliche Figur macht, wenn er denkt, auch schön tanzen zu können, so sehen diese Thiere gar komisch aus, wenn man sie auf dem Lande gehen sieht. Was hat solch Taucher aber auch für eine wunderliche Gestalt! Seht ihn euch nur einmal so recht von oben bis unten an. Dieser grade dummdreiste Schnabel, dieser doppelt schwarze Federbusch, der rostbraun eingefasste Halskragen, der dünne weiße Hals, der plumpe schwerfällige Entenleib mit den schwarzbraunen Flügeln, die kurzen watschlischen Füße! Dem allen merkt man schon von weitem an, daß das Thier kein Fußgänger, am allerwenigstens ein Tänzer ist. Statt zu gehen, rutscht er oft nur auf dem Bauche vorwärts. Aber trotzdem ist er doch ein Wanderer, wenn auch nur mit den Flügeln; denn im Winter wandert der Taucher aus den kalten Gegenden in ein etwas wärmeres Land hinüber. Bei solchen Reisen fliegt er hoch, schnell und rauschend.

Vielleicht sind euch im Leben schon manchmal Personen vorgekommen, die auf den ersten Anblick etwas Wunderliches und Lächerliches hatten. Wenn man sie aber näher kennen lernte, entdeckte man an ihnen ganz vortreffliche Eigenschaften. Dasselbe ist es auch mit diesem Sonderling unter den Vögeln. Die Taucher sind gar treue Eltern. Kommen einmal ihre Eier oder Jungen in Gefahr, so machen sie kurzen Prozeß, nehmen die Eier oder die Jungen unter ihre Flügel und entfernen sich mit ihnen ohne viel Geschrei und Lärmen. —

Hab' ich nun nicht recht daran gethan, euch diese Thiere näher zu zeigen? Jetzt will ich euch aber noch einen guten Rath mit auf den Weg geben. Wer von euch in einer Stadt lebt, wo eine Sammlung ausgestopfter Vögel sich befindet, der bitte seine Eltern oder Lehrer, ihn so bald, wie möglich dahin zu führen. Dort seht euch denn die beiden Vögel, die ich euch hier beschrieben habe, recht genau an. So wird euch das, was ich euch davon erzählt habe, erst recht von Nutzen sein.

Lust und Gefahr.



1.

Am Waldeshange grasen lustig
Die Rehe dort im Abendschein;
Sie wissen nichts von Streit und Mühe,
Ach, könnt' ich bei den Rehen sein!

2.

Dort oben seh' ich Tauben flattern
In blauer Luft, im Sonnenschein.
Ach, wer mit ihnen könnte fliegen,
Was muß das für ein Leben sein!



3.

Doch was ist das? Da stürzt ein
Adler
Blutgierig auf die Taubenschaar.
Wo kam er her? Wer konnte glauben,
Daß bei der Lust so viel Gefahr!

4.

Und horch! Da fällt ein Schuß im
Walde,
Die Rehe flieh'n in Angst dahin.
Wohl mir, daß ich nicht dort die
Taube,
Nicht hier das Reh im Walde bin!

Aus dem grünen Walde.

1.

Die Sonne scheint so lustig drauß ;
Es ging ein Kind durch den Wald zu Haus :
Trali trala!
Wie sang es da!
Trali trala,
Wie klang es da
So hell in dem grünen Walde!

2.

Und wie es so ging durch Busch und Gras,
Da riefen die Vögel ohn' Unterlaß
Trala trali,
Bleib hie! Bleib hie!
Trali trala
Wie schön ist's da
Bei uns in dem grünen Walde!

3.

Und als es kam an den blauen Bach,
Da liefen und riefen die Wellen ihm nach:
Trala trali!
Bleib hie! Bleib hie!
Trali trala!
Wie schön ist's da
Bei uns in dem grünen Walde!

4.

Und als es da sprach: „das kann nicht sein,
Ich muß zurück zu dem Mütterlein“ —
Trala trali
Wie flogen sie!
Trali trala
Wie liefen sie da
Ihm nach aus dem grünen Walde!

5.

Und andern Tags, als aus dem Haus
Das Kind nun schaut zum Fenster hinaus:
Trali trala,
Die Vögel sind da!
Trala trali
Und die Wellen, sieh,
Die bringen ihm Grüß' aus dem Walde!



Kämmerchen zu vermietthen.

1.

Wer schleppt sich da so schwer heran?
Sieh da, Herr Schneck! Nun schau 'mal an,
Dein ganzes Haus mit Küch' und Keller,
Mit Speisekammer, Stub' und Söller
Das trägst du Huckepack umher
Als ob es in der Ordnung wär'.

2.

Gast Kämmerchen wohl zu vermietthen,
Die willst den Leuten feil du bieten?
Laß sehn! — dein Haus das ist nicht schlecht,
Ist auch bemalt ganz regelrecht,
Auch scheint ein Wendeltreppchen drin,
Das führt wohl auf den Boden hin?

3.

Doch Eins ist mir bedenklich nur:
Ich seh von Fenstern keine Spur.
Da muß es doch recht dunkel sein
So ohne allen Sonnenschein.
Und Mond und Stern' und Himmelslicht
Die sieht man drin gewißlich nicht.

4.

Auch scheint dein Haus mir doch zu klein,
Ich könnte kaum zur Thür hinein.
Nu, laß 'mal sehn! Du närrischer Schneck,
So geh doch von der Thüre weg!
Wer miethet eine Kammer wohl,
Wenn er sie nicht besehen soll?



5.

Si, schaut einmal, das pus'ge Ding!
Kriecht selber in sein Häuschen stink,
Stellt in die Thür' sich breit hinein,
Wie soll da noch ein Mensch hinein?
Ich merk', du bist ein grober Wicht,
Nein, guter Schneck, so geht das nicht!

6.

Nimm wieder huckepack dein Haus
Und biet es nur wo anders aus.
Du meinst, ich wär' ein dummes Kind
Und würde miethen ganz geschwind,
Dhn' erst mich drinnen umzusehn?
Nein, guter Schneck, ich danke schön!

Der tapfere Reiter.

1.

Hänschen will reiten,
Setzt sich zu Rosse hin.
Röflein das steht er noch;
Hänschen ruft: „Setzt doch,
Was ich ein Reiter bin!“



2.

Jetzt fängt das Röflein
Nuhig zu gehen an.
Hänschen, du tapfere Mann,
Hälst dich am Sattel dran?
Schäm' dich, Herr Reitersmann!



3.

Jetzt fängt das Röflein
Lustig zu traben an.
Hänschen, was wankst du doch?
Hänschen, was schwankst du doch?
Fängst ja zu schreien an!



4.

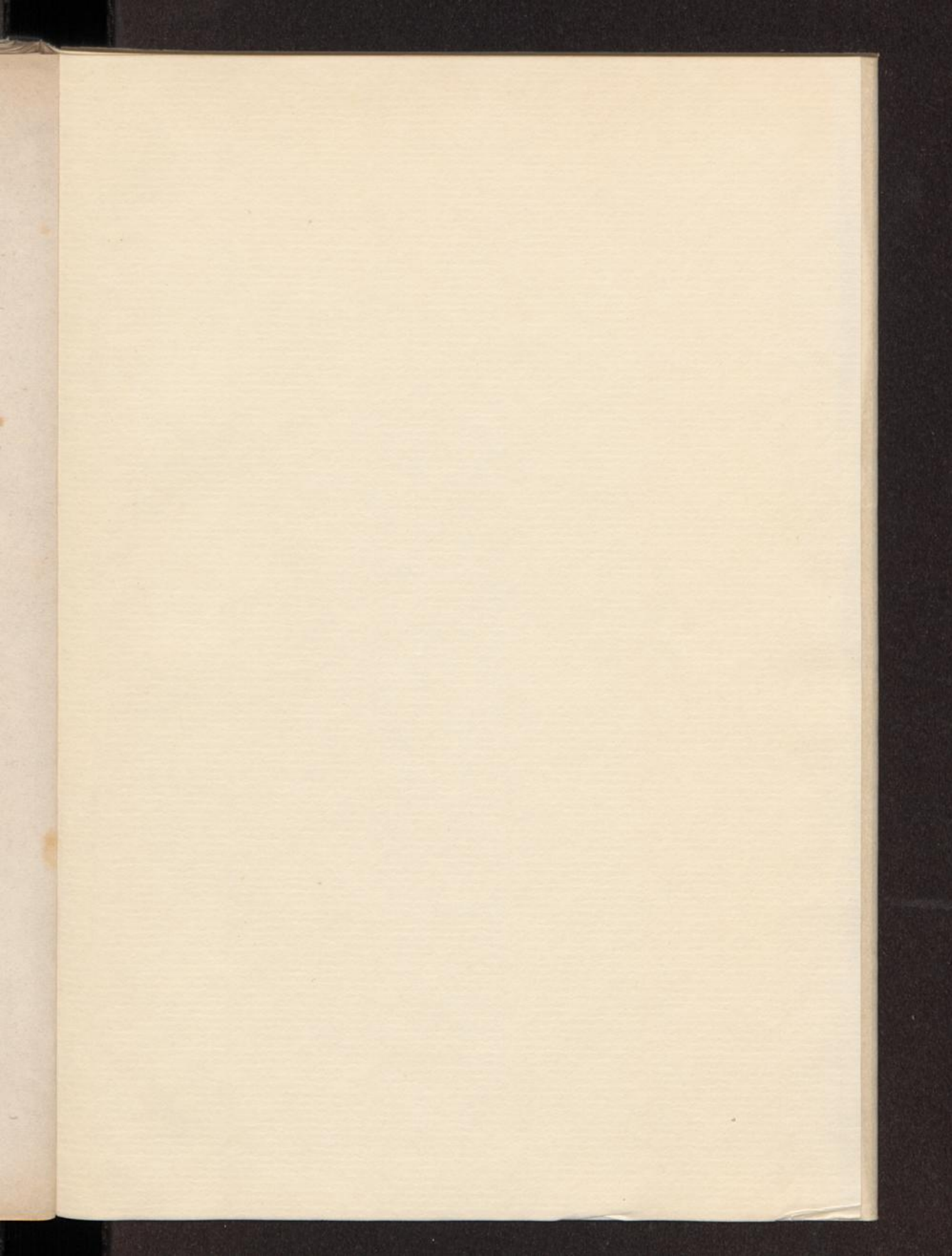
Drauf im Galopp gar
Was fängt mein Hänschen an?
Hopp, fliegt die Müß' ihm fort,
Hopp, liegt mein Hänschen dort.
Das ist ein Reitersmann!

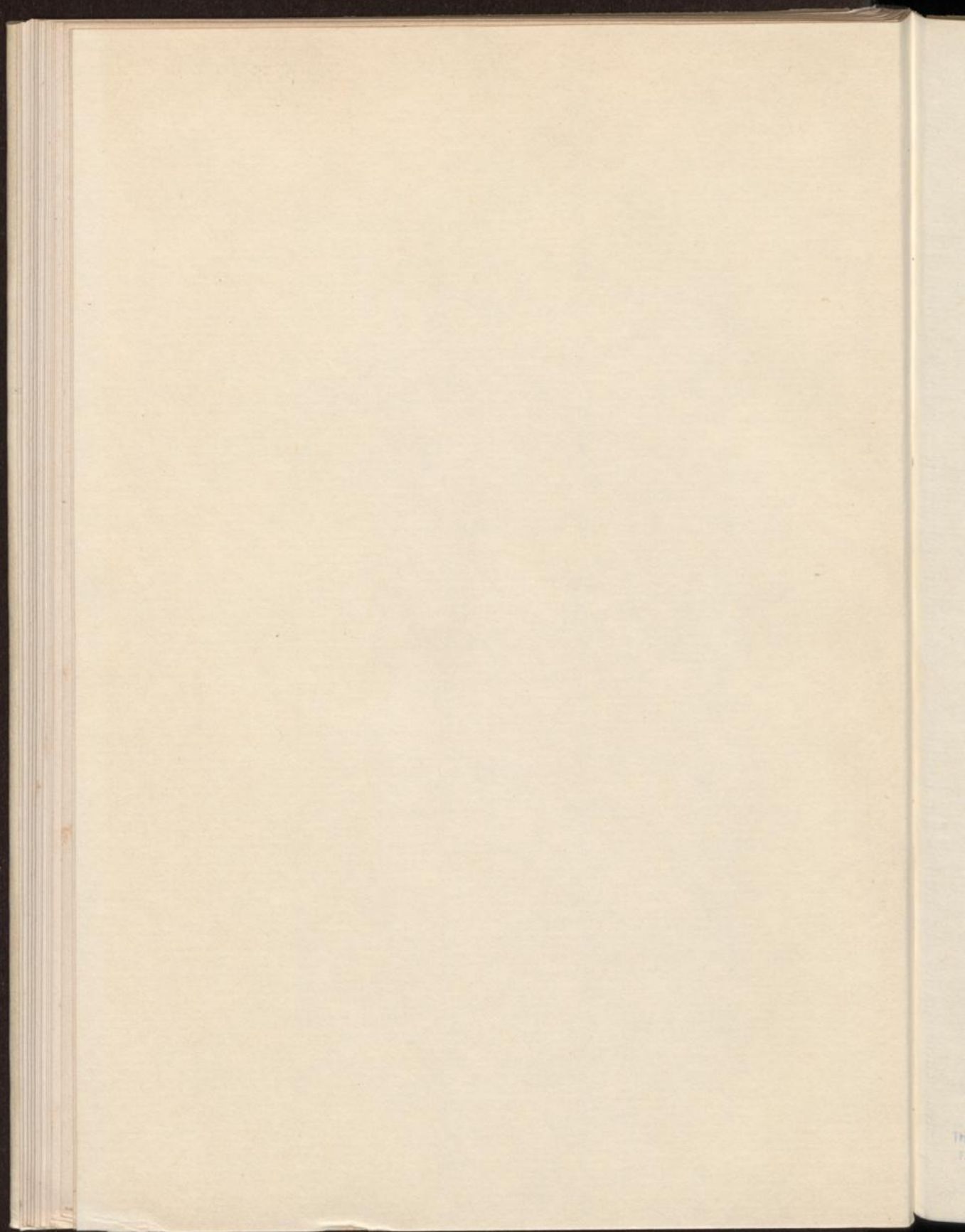


Hew 467
N1

25.

81-255 (7)





Theo Plum Nachf.
Friedrich Schöler
Buchbinderei
Düsseldorf

